

Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 16 (1938-1939)

Heft: 3

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



ZÜRCHER STUDENT

**Offizielles Organ der Studentenschaft der Universität Zürich
und des Verbandes der Studierenden an der
Eidg. Technischen Hochschule**

XVI. Jahrgang (jährlich 10 Nummern)

Heft 3

Juni 1938

I N H A L T

Lappalien	Seite 87
H. W.: ABC fürs SONAFE	„ 88
Max Frisch: Ist Kultur eine Privatsache?	„ 90
H. Berg: Was sollen wir denn tun?	„ 97
Diether Steinmann: Vom Wesen der Kunst und von der Möglichkeit ihrer kritischen Betrachtung	„ 101
Prof. Dr. E. J. Ott: Nochmals „Für wen ist das gemalt?“	„ 108
V. K.: Das Problem der militärischen Landes- verteidigung	„ 109
Max Bertschinger: Dialektschrift und schweizerdeutsche Mundarten	„ 116
Du und die Schweiz	„ 120
A. Zangger: Zürcher und Schweizer Hochschulmeisterschaften	„ 122
Akademische Reitsektion Zürich (ARS)	„ 123
Buchbesprechungen	„ 124
Offizielle Mitteilungen	„ 125

Verlag von Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

Mittelstand - Krankenversicherung

Heilungskosten- und Taggeldversicherung

Behandlung als Privatpatient.

Freie Wahl

des Arztes, der Apotheke, des Krankenhauses
und Sanatoriums.

Keine Tarifvorschriften.

Unbegrenzte Heilungskostenentschädigung während
540 Tagen. Ausrichtung des Taggeldes bei
gänzlicher und teilweiser Arbeitsunfähigkeit
während 1 1/2 Jahren pro Krankheitsfall.

HELVETIA

Schweiz. Unfall- und Haftpflicht-Versicherungsanstalt in Zürich
Bleicherweg 19

Instrumentarien

für Studierende der Zahnheilkunde

erhältlich zu kulantesten
Bedingungen bei

PRODENTINA A. G.

DENTAL-DEPOT

St. Annahof
St. Annagasse 6

ZÜRICH

Dampfschiffahrt auf dem Zürichsee

Auskunft

Lebhafter Dampferverkehr - Stündlich Rundfahrten
Für Vereine, Gesellschaften und Schulen Extra-
schiffe nach besonderer Vereinbarung und vorteil-
haften Bedingungen.

Direktion der Zürcher-Dampfboot-Gesellschaft in Wollishofen

Tel. 54.033

Die hiesigen Buchhandlungen halten sich den Herren Studierenden der Zürcher Hochschulen zur Deckung ihres Bedarfs an

Büchern

angelegentlichst empfohlen. Gegen Ausweis wird auf dem Einkauf für den eigenen Gebrauch die vereinbarte Vergünstigung gewährt. **Der Buchhändlerverein Zürich.**

Selbstständigkeit

ist jedes Mannes Ziel, Sicherheit aber muß voran-
stehen. Eine Police der Basler Lebens-Versicherungs-
Gesellschaft gewährt beides: Sicherheit sofort, Selbst-
ständigkeit bei der Auszahlung des versicherten Kapitals.
Wir dienen Ihnen gerne mit Auskunft und Vorschlägen.

Basler Lebens-Versicherungs-Gesellschaft

Generalagentur I, Zürich, Bahnhofstr. 72, Tel. 36.620

Chem. Reinigungsanstalt „zum Weinberg“

Weinbergstraße 22, durch den Hofeingang, **Telephon 41.264**

PREISLISTE: Herren-Anzug Fr. 5.50, Herren-Jacke Fr. 3.—, Herren-Hose Fr. 2.—, Ueber-
zieher Fr. 5.50, Uniformen Fr. 6.—, Damen-Tailleur Fr. 5.50, Damen-Mantel
Fr. 5.50, Wollkleid Fr. 4.50, Seidenkleid Fr. 5.50, Jupe Fr. 2.50, Bluse Fr. 1.80
Herren-Kleid bügeln Fr. 1.40 **Gratis Zu- und Abholdienst**
Wir reinigen Ihre Kleider gewissenhaft, schnell und billig ohne Schädigung

Farbbänder für Schreibmaschinen aller Systeme
aus Baumwolle und Seide
Erhältlich in guten Fachgeschäften
F. Lauener, vorm. M. Steiger-Dieziker & Co. **Zürich 6**
Schweiz. Farbbandfabrik

Schützenhaus Albisgütli

Selbstgekelterte Weine · Löwenbräu Zürich · Küchenspezialitäten
JOS. A. LEUBIN, Restaurateur

G. MOSER + Schulheftefabrik

vorm. A. STÖCKLI
HIRSCHENGABEN 3

Ringbücher, Einlageblätter, Klemm- und
Ablegemappen, Kolleghefte, Blocks etc.



Die 3 Zürcher Brauereien
empfehlen ihre
gehaltvollen Biere

BRAUEREI A. HÜRLIMANN AG. ZÜRICH
WEBER & CIE, BRAUEREI, WÄDENSWIL
LÖWENBRÄU ZÜRICH AG. ZÜRICH

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER
UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER
STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

XVI. Jahrgang, Heft 3 — Juni 1938

Preis der Einzelnummer Fr. —.50

Jahresabonnement Fr. 5.—

REDAKTION: Fritz Tschudi, Weinbergstraße 24, Zürich 1

VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

Lappalien

Derjenige, der sich im stillen mit einem würdigen Gegenstande beschäftigt, in allem Ernst ihn zu umfassen bestrebt, macht sich keinen Begriff, daß gleichzeitige Menschen ganz anders zu denken gewohnt sind als er; und es ist sein Glück, denn er würde den Glauben an sich selbst verlieren, wenn er nicht an Teilnahme glauben dürfte. Tritt er aber mit seiner Meinung hervor, so bemerkt er bald, daß verschiedene Vorstellungsarten sich in der Welt bekämpfen und so gut den Gelehrten als Ungelehrten verwirren. Der Tag ist immer in Parteien geteilt, die sich selbst so wenig kennen als ihre Antipoden. Jeder wirkt leidenschaftlich, was er vermag, und gelangt so weit es gelingen will.

(Aus Goethes Naturwissenschaftlichen Schriften.)

*

Sooft immer ich die Ehre hatte, mit großen Menschen beruflich oder persönlich in Berührung treten zu dürfen, immer ist mir dieses eine Wesentliche und sie Verbindende aufgefallen: sie hatten Zeit. Sowohl der mit Arbeit überlastete Gelehrte als auch die von der Öffentlichkeit beanspruchte Persönlichkeit. Hierin mag wohl mitunter das Geheimnis ihres Erfolges zu suchen sein. Nur wer es versteht, die Zeit einzuteilen, steht als lächelnder Souverän über ihr. Daher mag es auch kommen, daß ihr Tun nicht die östliche Geschäftigkeit derer regiert, die um alles in der Welt keine Zeit haben. Daher vor allem mag es auch kommen, daß bei ihnen freundliches Wesen und Zuvorkommenheit weit häufiger anzutreffen sind als bei den Subalternen; denn die Höflichkeit entspringt letztendlich der Selbstachtung.

*

Es kommt zuweilen vor, daß eine Fußballmannschaft am entscheidenden Treffen in mangelhafter Form ist, nicht weil zu wenig, sondern weil zu

SONAFE 1. evtl. 8. Juli 1938

viele Vorspiele stattgefunden haben. So gibt es auch eine Art von übertrainierten Menschenkennern, die letzten Endes immer die Düpierten bleiben, weil sie allzu viele Erfahrungen sammeln wollten.

*

Die ganze Weisheit der Weltgeschichte läßt sich in einen einzigen Satz zusammenfassen: Jeder Staat raubt, so viel er kann. Punktum. Mit Verdauungspausen und Ohnmachtsanfällen, welche man „Frieden“ nennt. Die Lenker der Staaten aber handeln so, wie ein Vormund handeln würde, der vor lauter Gewissenhaftigkeit alles und jedes für erlaubt hielte, was seinem Mündel Vorteil bringt, keine Freveltat ausgeschlossen. Und zwar je genialer ein Staatsmann, desto ruchloser. (Bitte, diesen Satz nicht umkehren.)

(Aus „Unser Schweizer Standpunkt“ von Carl Spitteler; Vortrag gehalten in der Neuen Helvetischen Gesellschaft, Gruppe Zürich, am 14. Dezember 1914; gedruckt in den „Schriften für Schweizer Art und Kunst“.)

*

Es gibt Dinge, die mit einem Entweder-Oder entschieden werden müssen. Es gibt, in der Tat, sogar sehr viele solche Dinge, die keinen Kompromiß dulden dürfen. Aber wie viel Vorzügliches der starke, manchmal starre Grundsatz des Biegens oder Brechens auch für sich haben mag: wärmer, menschlicher und gerechter vielleicht ist das elastische Sowohl-Als-auch. Es ist das Umfassendere, zutiefst Vernunftmäßige und wohl auch ein Teil dessen, was Jhering unter dem „weitblickenden Egoismus“ verstanden hat. Dies gilt für das Leben der Völker im gleichen Maße wie für dasjenige des Einzelnen.

A B C FÜRS SONAFE.

Au: kein Wehlaut, sondern für Altakademiker der Ort seligster Erinnerungen. Für Uni- und Poly-Studenten aber Treffpunkt am 1. evtl. 8. Juli.

Ballast der Seele und des Körpers: Hemmungen und Fräcke. Am Sonafe unerwünscht.

Couleur: ein besonderes Stimulans für Mädchenherzen.

Damen: unentbehrlichste Wesen der Welt (am 1. Juli). Was die Au für den Zürichsee, sind die Damen fürs Sonafe.

Ehrenkarteninhaber: eine Besuchergattung, die zu schimpfen pflegt, „man habe für sein Geld nichts bekommen“.

Flirt: Kleines Spiel mit dem Feuer. Die Mutter spricht in ernstem Ton: Kind, halt die Finger fern davon!

Gebüsch: unentbehrliches Requisit, das zum Sonafe gehört wie die Kulissen zum Theater.

Holländer: den Schweizern verwandte Rasse. Beliebt als Organisatoren froher Feste, siehe Sonafe 1938. Bedauert als Leidtragende froher Feste (siehe Entscheid des Polizeirichters Sonafe 1937).

Jodeln und Fahnenschwingen: Ausdruck für geistige Landesverteidigung. Am Sonafe durch die Swiss Collegians ersetzt.

Kater: euphemistischer Ausdruck für „Mir ist's miserabel“. Den Sonafe-Teilnehmern nicht bekannt.

Lampions: fiktive Beleuchtung von romantischem Reiz. Leicht entflammbar und verräterisch, wenn sie den Abstecher ins Dunkle beleuchten sollen.

Mückenstiche: einziger Wermutstropfen für zartbeflorte Mädchenbeine und noch zärter behäutete Mädchenarme. Gelegenheit für Sonafe-Partner, sich durch Insektenstifte und milden Trost beliebt zu machen.

Neumond: das große Dunkel am 1. Juli. Nach Erhebungen des Festkomitees begehrt als Vollmond.

Ooh: sig. Seufzer (siehe Damen).

Polonaise: ein an gefährlichen Zwischenfällen reicher Spaziergang durch nächtliche Inselwirrnis. „Wer sich nicht an den Händen hält, geht verloren“, sagte die Kindergarten-tante.

Quaken: Ländliches Geräusch auf der Au. Von Fröschen erzeugt, am Sonafe von Saxophons konkurriert.

Rasen: der Busen der Natur. Leicht fleckenbildend, doch an sommerlichen Festen als Sitzgelegenheit bevorzugt.

Schiff: in unserem speziellen Fall Dancing und Verkehrsmittel zugleich.

Tanz: äußerst beliebtes Fortbewegungsmittel. Abendfüllendes Gesellschaftsspiel bei studentischen Anlässen.

Unentwegte: jene Sommernachtsfestbesucher, denen das Schiff des Morgens zu früh wegfährt. Für sie steht landeinwärts ein SBB-Bahnhof zur Verfügung.

Vis major: die höhere Gewalt, die allein einen rechten Zürcher Studenten von der Fahrt nach der Au abzuhalten vermag.

Wunder: von der Wissenschaft abgelehnt, von den Sonafebesuchern bejaht, „es sei wunderbar gewesen“!

Xylograph: junger Mann mit schlechten Sitten, der verwerflichen Baumfrevel betreibt, indem er seine Herzensschwüre in alle Rinden einschneidet (auf der Au ein Schwerarbeiter mit Nachtschicht).

Yukatan: japanische Halbinsel, wo die japanischen Kommitonen ihr Sonafe abhalten. Welche Wesensverwandtschaft, die Au ist nämlich auch eine Halbinsel! (Cognac!!)

Zaungäste: sehr beliebte Abart von Festteilnehmern, die sich im Laufe der Nacht zu Zaunüberwindern entwickeln, um aller Genüsse ohne Eintrittskarte teilhaftig zu werden.
H. W.

IST KULTUR EINE PRIVATSACHE?

Grundsätzliches zur Schauspielhausfrage.

Man weiß, daß die einzige Sprechbühne in Zürich, deren Leiter sich zum Rücktritt entschlossen hat, vor Sein oder Nichtsein gestellt ist. Wir wollen keinen geschäftlichen Verhandlungen vorgreifen, auch keinen Gerüchten nachlaufen. Indessen ist es Zeit, daß man die grundsätzlichen Fragen berührt, die sich in dieser Sache stellen, und daß man sich auch in weitesten Kreisen vollkommen bewußt wird, um was es eigentlich geht.

Dabei wollen wir ganz verzichten auf das Schlagwort, daß es eine Schmach und eine Schande wäre, wenn wir, als größte Schweizerstadt, keine künstlerisch ernsthafte Sprechbühne haben sollten; wir können uns, in der Tat, noch allerlei Schlimmeres denken, und darum sei diesmal weniger von der Schauspielkunst gesprochen, zu deren leidenschaftlichen und treuesten Freunden sich der Schreiber zählt, sondern von Dingen, die allgemeiner sind und alle angehen, von Dingen unserer kulturellen Selbsterhaltung.

Eine Bühne deutscher Sprache — es ist wohl jedem, der das Theater auch nur ein einziges Mal wirklich erlebt hat, sofort klar, warum wir darin nie und nimmer ein bloßes Geschäft erblicken können, das uns nichts angeht. Ganz abgesehen davon, daß sich eine Bühne ja sowieso, wenn sie ihre Tore wieder aufmacht, an unsere Teilnahme und unseren Geldbeutel wendet. Wir denken indessen vor allem daran, daß die Bühne jedenfalls, wem sie auch gehören mag, auf Schweizerboden steht und daß es sich dabei, wenn man sich unseren zeitgenössischen Geisteskampf als offene Schlacht vorstellen dürfte, um ein Frontstück allererster Ordnung handelt, um eine Stellung, deren mögliche Wirkung gar nicht überschätzt werden kann. Es fragt sich nur, wer diese Wirkung in die Hand bekommen wird. Es ist klar,

SONAFÉ 1. evtl. 8. Juli 1938

daß wir hierzulande einem Mann, der die Bühne einmal aus seiner Tasche gepachtet hat, keine Vorschriften mehr machen können; wir können nur noch zusehen, ob er unsere zeitgenössischen Bedürfnisse erfüllt oder nicht, ob er für unsere Gesinnung oder gegen unsere Gesinnung wirkt oder ob er, was auch möglich und aus geschäftlichen Gründen sogar fast wahrscheinlich ist, überhaupt auf die Wirkung verzichtet und sich ein harmloses Vergnügungshaus einrichtet, womit wieder einmal auf Jahre hinaus, die für uns im tiefsten Grunde entscheidend sein werden, eine große kulturelle Chance verschlafen ist und ein fruchtbares Feld, das unseren Gemeinschaftsgeist nähren könnte und müßte, weiterhin dem brachen Zustand überlassen wird...

Und warum?

Weil wir meistens, wenn es nur um den Geist geht, leider kein Geld haben, und wer das nicht hat, muß halt jene machen lassen, die es haben; das bedeutet aber, wenigstens für unser Gefühl, nichts anderes, als wenn wir zusehen und abwarten müßten, wer wohl unseren Grenzschutz kaufen wird, ein

Schweizer oder ein Ausländer. Man sage nicht, das sei übertrieben; unsere demokratische Harmlosigkeit, wenn es das Geistesleben betrifft, ist oft tatsächlich beispiellos.

Eine Bühne deutscher Sprache, sagten wir, und was nun unsere Haltung zu dieser deutschen Sprache betrifft, die uns die Bühne ja vorwiegend vermitteln wird, so dürfte es jedem wirklichen Schweizer fraglos sein, daß für uns, wenn es nach unserem Willen geht, nur die Haltung einer freien Liebe und Achtung, die dankbare und ebenso stolze Haltung eines freien Nehmens und Gebens sein kann. Eine Haltung ohne Angst und ohne Haß. Und ohne Schulmeisterei. Es ist die Sprache, die den meisten von uns, als wir noch keine andern Sprachen kannten, die ersten großen Botschaften des menschlichen Geistes brachte, Klänge, die zeitlebens in unserer Seele schwingen werden, auch wenn es im Grunde ja nicht unsere Sprache ist, nicht unsere angeborene Zunge. Gleichsam nicht unsere Erde, sondern der Luftraum darüber, wo die seltenen Worte, die zu Gott möchten, sich bisher immer wieder über den Grenzen trafen, allen gleichermaßen vernehmbar. Sie ist der Raum, wo seit Jahrhunderten eine schöpferische Freundschaft atmen konnte, während doch jeder auf seiner eigenen Erde stand, die sein Herz nährte, jene Freundschaft der großen Geister, die um gleiche Dinge rangen, um Schönheit und Wahrheit, auch wenn jeder sie nur mit seinen Augen sehen konnte. Und daß diese Freundschaft bekanntlich nicht bloß ein Nehmen, sondern ebenso ein Geben war, und daß gerade jene Männer, die am echtesten unsere Landsleute waren, in dieser Sprache hinterlassen haben, was deren hohe Werke nicht nur um Schönes vermehrte, sondern um Wesentliches, um Eigenes und Echtes bereichern durfte, — dieses glückliche Bewußtsein, glaube ich, wird uns stets vor Angst und Enge, aber auch vor Unterwürfigkeit behüten; es wird uns stets bereitmachen, unsere Hand für jede freie und ehrliche Freundschaft anzubieten, aber nie zu einer Knechtschaft oder Feindschaft. —

In diesem Sinne, der unserer Weltanschauung entspricht, denken wir uns auch eine Bühne deutscher Sprache, die schweizerisch ist.

Wir wollen keine Werbetrommel und kein Festspielhaus; wir wollen keinen vaterländischen Weihrauch, der uns mit dem

Gefühl entläßt, daß wir eigentlich ein Völklein sind, das sich gar nicht mehr bessern muß. Aber ebensowenig wollen wir jenen unfruchtbaren Ungeist, der sich nur an den Mängeln weidet, jene Wohllust eidgenössischer Selbstzerfleischung, die in unserm Lande stets nur die Schwächen sieht und ausspricht, die nun einmal jede verwirklichte Idee hat, und dies zu einer Zeit, wo wir von den andern großen Ideen bloß vernehmen, was uns die andern, aber mit bester Auswahl, davon berichten. Wir wollen eine männlichere und fruchtbarere Haltung, die uns die Gefahren nicht verschweigt, aber die zugleich an die gesunden Kräfte rührt, die in unserem Volke sind, an die Kräfte des Glaubens, ohne die gerade unsere Demokratie, die durch das persönliche Bekenntnis freier Herzen zusammengehalten wird, am allerwenigsten bestehen könnte. Und was in dieser Hinsicht vor allem die Bühne vermag, eben als Gemeinschaftserlebnis, das wissen nicht allein die Kunstfreunde, das wissen allenthalben sogar die Staatsmänner . . .

Niemand wird meinen, es müßten nun, sobald wir einmal im angedeuteten Sinn eine schweizerische Bühne hätten, lauter einheimische Stücke gespielt werden, bis jeder Schriftsteller einmal seine Schublade wieder leer hat, ja, es gelte nun der Grundsatz der schriftstellerischen Arbeitsbeschaffung, wobei der Heimatschein entscheidet, nicht die künstlerische Begabung. Immerhin, wenn schon neben den erprobten Werken, die den Grundstock bilden werden, dann und wann auch Versuche gewagt werden, wie sie ja zu einem lebendigen Theater gehören, warum müssen diese vorwiegend mit Amerikanern, Tschechen oder Ungarn vorgenommen werden? Oder stimmt es noch immer, daß wir auch im Geistesleben lieber Bananen kaufen, solange es noch Äpfel gibt? Man weiß auch, daß die Mundart, die wieder eine gesunde Achtung erfährt, ihren künstlerischen Einzug am ehesten auf der Bühne finden könnte, eben darum, weil sie nicht eine geschriebene, sondern gesprochene Sprache ist. Im übrigen wünscht natürlich niemand, daß ein Chauvinismus blühe, im Gegenteil, wir erwarten von unserer Bühne, daß sie auch weiterhin die europäische Weite bewahre. Aber die Auswahl, die jeder Spielplan bedeutet, muß in schweizerischen Händen bleiben, und zwar klipp und klar, damit man uns, die

wir keinen offenen Geistesgegner fürchten, unterdessen auch kein trojanisches Pferd in die Stadt holt!

Wenn sich für die Pacht oder den Kauf kein schweizerisches Geld finden soll, gibt es nur zwei Wege, die annehmbar sind: entweder wird dann die Bühne von unserer Stadt übernommen, oder wir haben gar keine Bühne, weil wir keine fremde Bühne wollen und hiemit schon heute unsere Kampfansage auf den Tisch legen. Nicht aus kleinbürgerlichem Ausländerhaß, der unserer ganzen Gesinnung zuwider ist; wir richten uns nicht gegen Personen irgendwelcher Art, nur gegen den gefährlichen und noch immer allzu verbreiteten Irrtum, Kultur sei Privatgeschäft, wie irgendein Seifenhandel.

Man wird einwenden, schon unser Stadttheater koste soviel Geld. Dazu die Tonhalle. In der Tat, es sind Summen, und es fragt sich dabei bloß, ob wir den Geist, die Selbsterhaltung unseres innersten Wesens, noch immer unter Luxus, unter Vergnügen einrechnen wollen? Und dies nur, weil breite Schichten, bei uns wie überall, keinen unmittelbaren Anteil daran haben? Man müßte übrigens nicht von der Gilde sein, um der Ansicht beizupflichten, daß wohl eine Sprechbühne mehr an schweizerischer Gesinnung ausdrücken kann als die Oper, der wir damit keinen halben Franken abzwacken wollen; aber wenn wir nach den zeitgenössischen Wirkungen fragen, die auch wir brauchen, so ist es von jeher die Sprechbühne, die dazu berufen ist. Wir reden von Kunst, nicht von politischer Tendenz, und doch, was steckt in einem Carlos an edler und leidenschaftlicher Absicht, ja, es gibt für unsern Begriff keine große Kunst, die nicht in großer Gesinnung wurzelt! Wieviel hohe Werke gibt es doch, die heute weitherum verschupft sind und dafür gerade uns, den Unzeitgemäßen, brüderlicher sein möchten als je und uns geben könnten, was wir heute im Innersten brauchen, als Einzelmensch wie als Gemeinschaft. Dabei wollen wir natürlich nichts wissen von dem üblen Pathos, das uns als Retter und Bewahrer deutscher Kultur anredet, von diesem lächerlichsten und anmaßendsten Floh, den man unsern braven Leuten jemals hat ins Ohr setzen wollen! Wir sind, immer wieder sei es gesagt, nicht der Schulmeister von Europa, auch nicht der Schulbub; wir sind ein Volk unter Völkern, ohne Größenwahn und ohne

Minderwertigkeit, ein Volk mit eigener Aufgabe, mit eigenem Glauben, mit eigenem Staat und eigener Kultur —

Und mit einer eigenen Bühne?

Zum Schluß noch ein kurzes Wort an jene Mitbürger, die soviel am bisherigen Schauspielhaus aussetzen wußten. Ich habe sie zwar, bei meiner Ehre, nie im Theater getroffen. Auch damals nicht, als die „Mordnacht“ gegeben wurde, ein Stück, das stofflich nicht zürcherischer sein könnte, das mundartlich und dichterisch ganz große Reize hatte, dazu ein gekonntes Stück! Im ganzen Obergeschoß, das ungefähr hundertfünfzig Plätze umfassen mag, saßen damals unser vier Leuten; die drei andern waren Frauen, die sich als Mitglieder der Freien Bühne herausstellten. Davon lebt natürlich, das müssen wir ganz

SONAFÉ 1. evtl. 8. Juli 1938

nüchtern einsehen, nicht einmal eine ehrenamtliche Heimatbühne. Auch wir haben uns mitunter den Spielplan anders gewünscht, minder einseitig; doch der allgemeine Tadel, das muß man schon sagen, erwies sich allenthalben als allzu durchsichtige Tarnung, die man über sein mangelndes Kunstbedürfnis breiten wollte. Ganz abgesehen, daß in diesem abgeschobenen Tadel natürlich eine bedenkliche Niedertracht liegt, weiß der Kunstverbundene, daß man nur, wenn man das künstlerische Gegenwartsringen kennt und mitmacht, auch das sogenannte Klassische, worunter man alles Alte einreicht, wirklich und ehrlich erkennen und verehren kann. Alles andere ist Geschwätz; man liebt das Abgestempelte, weil jeder Zopf irgendwo nachlesen kann, worin das Wunderbare bestünde, und vor allem, weil man mit den drei oder vier Franken, die man hinlegt, nicht das geringste Wagnis verbindet. Und was noch widerlicher ist: weil man es halt seiner Bildung schuldet. Wozu diese Masken? Man wird niemand köpfen, der lieber einen Hans Albers und in der gleichen Woche auch noch die Garbo sieht, oder der nun einmal nicht ohne eine fremdländische Revue leben kann. Man soll nur ehrlich sein und nicht das Märchen vom teuren Theater

bringen, dieweil man auf einer Sporttribüne mindestens das Gleiche bezahlt, oder gar den verwöhnten Feinschmecker spielen, während in unserer Stadt immer wieder Aufführungen geboten wurden, wie man sie weitherum nicht künstlerischer finden wird, Glanzleistungen eines Ensembles, die man reihenweise aufzählen könnte. —

Dies nur zur Gerechtigkeit.

Wenn alle jene, die bisher aus verschiedensten Gründen zu Hause geblieben sind, im kommenden Herbst plötzlich aufmarschieren, wird sich jedenfalls der neue Theatermann, dessen Name noch im Unbekannten schwebt, vor Freude alle zehn Finger abschlecken können, und wenn er eine Bühne ernster und schweizerischer Gesinnung erstrebt, kann er auch unserer ganzen Anteilnahme und freudigen Bereitschaft gewiß sein; ein spontanes, ein gesundes Erwachen geht allenthalben durch unser Volk, vor allem auch durch unsere geistige Jugend, und wenn jemals eine Stunde für das schweizerische Theater, wie es andere und wir skizzierten, günstig und fruchtbar sein kann, dann ist es heute!

Wir rufen alle wachen Mitbürger auf, daß diese Aufgabe nicht verschlafen oder verkrämeret werde, nur weil wir, wenn es um den Geist geht, einfach kein Geld aufbringen sollen. Oder weil unter diesem Umstand, daß wir keine fremde Bühne wollen, gegenüber schweizerischen Pächtern vielleicht der Preis ins schlechthin Untragbare hinaufgeschraubt wird. Wir wissen nichts davon und erwarten es auch nicht; wir glauben nur, daß es ein gefährlicher Irrtum wäre, weil nämlich ein Nichtschweizer, der vielleicht an diesem Preis nicht scheitert, um so sicherer an unserer öffentlichen Meinung scheitern wird. Denn es ist einfach das Gebot dieser Stunde, daß wir uns nicht als Plattform hergeben, wo sich fremde Ideen tummeln oder sich gegenseitig auf unserem Boden bekämpfen. Wir wollen eine Bühne, die der Kunst dient, nicht irgendeinem europäischen Block, und deren schweizerische Gesinnung außer jedem Verdacht steht. —

Wenn wir das nicht vermögen: dann lieber gar keine!

Max Frisch.

Mit den nachfolgenden Arbeiten möchten wir die Diskussion um das Thema „Kunst und Kunstkritik“ an dieser Stelle vorläufig zum Abschluß bringen.
Die Redaktion.

„WAS SOLLEN WIR DENN TUN?“

Die Gefahr von Fehlschlüssen ist sehr groß, wenn aus dem Knäuel der Gegenwartsprobleme eines, vollkommen losgelöst von seinen Beziehungen zu den übrigen, „durchleuchtet“ und je nach der Projektion, die es beim Beschauer hervorruft, als gesund oder krank erklärt wird. Auch Gestaltungen der Kunst — folglich so auch Bilder — können wohl nur dann weitestgehend erfaßt werden, wenn der Zeitstil ihrer Epoche — oder der darauffolgenden — voll in Rechnung gesetzt wird. Gilt doch gerade der wirkliche Künstler als besonders sensibel, als Spiegel der Strömungen seiner Zeit und oft auch der kommenden. Er gehört zu der dünnen Oberflächenschicht, die bei genügender Stärke das erzeugt, was man Kultur und Fortschritt nennt, die die für ihre Zeit typischen Probleme herausarbeitet, an ihnen leidet, wächst oder zugrunde geht.

Bevor ich auf die zur Diskussion stehenden Bilder zu sprechen komme, möchte ich deshalb ihren „Rahmen“ etwas betrachten, versuchen, die Kräfte zu erkennen, die für die neue Bildentwicklung verantwortlich sind. Gelingt dies, so wird leichter abzuschätzen sein, ob wir über etwas Lebens- und Entwicklungsfähiges oder nur eine dank abnormal günstiger Umstände 30 Jahre alt gewordene Moderichtung diskutieren.

In seiner Dies-Festrede zeigte Rektor Prof. Howald die große Bedeutung eines den Künstlern vorschwebenden, sie erfüllenden und begeisternden, auf ein bestimmtes Ziel gerichteten Formideals. Er erklärte dessen großen Einfluß auf Denken und Fühlen der gesamten Kulturwelt. An Beispielen legte er dann dar, mit wie starken Krisen — persönlichen und allgemein kulturellen — der Zusammenbruch und die Schaffung eines neuen Formideals verbunden ist. Als typisch für unsere Epoche seit dem Weltkrieg stellte Prof. Howald das Fehlen eines solchen richtungsweisenden Formgefühls fest. Dem Vorteil, für die Betrachtung der bisherigen verschiedenen Richtungen offener eingestellt zu sein, steht uns die schwere Aufgabe gegenüber, neue Ideale zu erarbeiten oder alten den für uns passenden Sinn zu geben. Bis das gelungen ist, stecken wir — und mit uns die

Malerei — in einer Krise, in der man fragt: „Was sollen wir denn tun?“

C. G. Jung scheint mir die heutige europäische Problematik in der Broschüre „Die Frau in Europa“, 1929, gut zusammengefaßt zu haben, indem er die Mittelstellung Europas zwischen zwei Weltteilen mit grundverschiedenen Weltanschauungen, der angelsächsisch-amerikanischen und der ostasiatischen, betont: „Europa ist zwischen zwei Kolosse geraten, noch unfertig in ihrer Gestalt, aber überwältigend gegensätzlich in ihrem bereits erkennbaren Wesen. Sie sind abgrundtief geschieden in ihrer Rasse und ihrem Ideal. Im Westen ein unabsehbarer Aufschwung der technischen und wissenschaftlichen Kulturtendenz Europas, im Osten ein Durchbruch aller jener Mächte, welche in Europa diesen Kulturtrieb im Schach halten. Die Macht des Westens ist materiell, die des Ostens ideell.“

Um der „unserer Zeit innewohnenden Tendenz zu einer völligeren Gestaltung des Menschen, der Sehnsucht nach Sinn und Erfüllung, dem zunehmenden Ekel vor sinnloser Einseitigkeit, vor unbewußter Instinktmäßigkeit“ zum Durchbruch zu verhelfen, stellen sich folgende zwei Hauptaufgaben:

Bessere Bändigung, Ausarbeitung und Verteilung all der Möglichkeiten, die die westliche Wissenschaft, Technik, Geschwindigkeit usw. uns liefern. Noch sind wir ja bei weitem nicht Herr dieser wenigstens sichtbaren Geister.

Bleibt noch die Befriedigung der nicht weniger komplizierten unsichtbaren Geister, der mit riesigen Kräften ausgestatteten Regungen des Innern, der unsichtbaren Welt des Ichs. Jede dieser Welten versteht es ausgezeichnet, sich, falls zu stark zurückgesetzt, in Erinnerung zu rufen und zur Auseinandersetzung mit ihr zu zwingen. Der Grund ihrer Ignorierung — Nachlässigkeit oder Zeitmangel infolge der Anforderungen des Gegenspielers — spielt keine Rolle. Doch die Wirkungen sind stark: hier Armut, Hunger, da schlechte Laune, Nervosität, „Kompliziertheit“, Neurose, Zerrissenheit.

Hat das alles mit Expressionismus auch nur im entferntesten etwas zu tun?, mag man sich fragen. Die Zusammenhänge sind in der Tat erstaunlich: Seit über 20 Jahren kann festgestellt werden, daß Menschen, die von der oben angedeuteten Proble-

matik besonders stark ergriffen werden, bei der bildlichen Darstellung ihrer Phantasien und Träume dem Expressionismus prinzipiell analoges Material produzieren, mit dem Unterschied, daß ihre Technik natürlich meist primitiver ist. (Der Zweck ihrer Darstellungen ist, „die unbewußten Inhalte erfaßbar zu machen und damit dem Verständnis nahe zu bringen“.)

Jung hat in einem Artikel die Bilder der Picasso-Ausstellung 1932 teilweise gedeutet. Die speziell auf Picasso Bezug nehmende Deutung spielt hier keine Rolle. Wichtig ist aber die Feststellung, daß ganz allgemein die „gemalte Innenpsychologie“ symbolisch betrachtet werden muß, und daß dieser symbolische Gehalt sehr wohl durch das rein persönlich Bedingte hindurch zu Motiven vorstoßen kann, die die Völker von altersher immer und immer wieder gefangen nahmen.

Wäre nicht denkbar, daß diese abstrakten Formen auch von einigen Künstlern Besitz ergreifen, indem sie sich in ihren Bildern vordrängen? Könnte diese Malerei nicht als heute geltender Wegweiser für uns Menschen unter westlichem Einfluß Gültigkeit haben in dem Sinn, daß sie uns auf die starke Notwendigkeit eines Abstieges in die dunkeln Höhlen unseres Unbewußten hinweist. Daß sie uns zur Auseinandersetzung mit den dortigen Gestalten, Dämonen und Landschaften auffordert. Wenn dieser an Abenteuern oft ebenso reiche Weg wie der der Außenwelt immer und immer wieder beschritten werden mußte, von vielen Göttern in mythologischen Überlieferungen, von Faust, von Gestalten Spittellers, Hermann Hesses, um nur wenige zu nennen — warum soll er uns erspart werden?

Doch ein Zweites: Sind **Kunstwerke** auf abstrakter Grundlage überhaupt vorstellbar? Ist ein Publikum denkbar, das die Innenbilder, das die „Geheimsprache der symbolischen Bilderpriester“ (um mit Diebold zu sprechen) als Kunstwerk empfinden kann?

Die klassische Kunst nimmt Realitäten — jedermann sichtbare Naturgegebenheiten — als Vorbilder. Warum soll es nicht möglich sein, auf Grund anderer Realitäten, die in ihrer Art den Menschen beeinflussen, das zu schaffen, was auch die spätere Zeit als Kunstwerk anerkennen kann? Oder, um mich überspitzt auszudrücken: Kann die Malerei nicht einmal ihren

Richtungssinn umkehren, kann sie nicht anstatt immer nur Äußeres zu verinnerlichen (z. B. einen gewöhnlichen Menschen zu einer Göttergestalt), einmal Inneres „veräußerlichen“? (Bitte keine Verwechslung mit veräußern!) Warum soll sie Innenbilder nur nackt, ohne das Fluidum eines Kunstwerkes produzieren können?

Sicher treten bei der Verwirklichung und Erfassung dieser abstrakten Kunstwerke enorme neue Schwierigkeiten auf: Der Künstler wird sich sehr ernsthaft mit dem Sinn seiner Bilder auseinandersetzen müssen, um immer Wertvolleres hervorbringen zu können.

Der Beschauer dieser Gemälde steht vor wirklich großen Schwierigkeiten. Er sieht sich einem Gewirr ihm bekannter, meist verzerrter Teile der bewußten Welt, vermischt mit abstrakten Figuren, gegenüber. Ihm fehlt der Instinkt — besitzt er ihn nicht, oder ist er ihm nur verlorengegangen? — zur Erfassung des symbolischen Sinns eines Materials, das an Kompliziertheit nichts zu wünschen übrig läßt. Eines Materials, das er nicht nur der Mode entsprechend „immerhin interessant“ finden kann, sondern das ihn irgendwo stark berührt, packt. Eines Materials, über dessen Deutung ein Fachmann wie Jung sagt, daß man entweder erraten könne, was er ausdrücken möchte, oder aber, was er nicht ausdrücken kann.

Mit Diebold finde ich deshalb, daß der Dialog zwischen Bild resp. Künstler und Betrachter möglichst erleichtert werden sollte, sonst kommen wir schließlich so weit, daß nur Psychologen, die auch zum Erleben von Kunst fähig sind, expressionistische Malerei genießen können. Gerade die Tiefe, in die diese abstrakten Bilder reichen, in der sie unter Umständen wühlen — bei Gebenden und Nehmenden — wird einer Popularisierung wohl entgegenstehen. Einer wirklichen Kunst kann das nicht schaden, ebensowenig wie andern lebensberechtigten Kompliziertheiten. Fragen wie mit oder gegen Mode, große oder kleine Ausstellungshallen verlieren bei genügendem gegenseitigem Verständnis an Bedeutung. Übrigens zeigen Wissenschaft und Technik, daß man Vorführung in engem Kreis und Demonstration an Messe und Weltausstellung sehr wohl verbinden kann.

H. Berg, oec.

VOM WESEN DER KUNST UND VON DER MÖGLICHKEIT IHRER KRITISCHEN BETRACHTUNG.

Jede Kritik stellt ein persönliches Werturteil dar, und als Werturteil bedeutet sie eine Manifestation subjektiver Mißbilligung oder Befriedigung. Veröffentlichte Kunstkritik hat aber einen weiteren Sinn, nämlich den der Einflußnahme auf eine Entwicklung. Sie ist als solche ein Beitrag, wenn auch meist nur ein negativer, zum gewaltigen Prozeß der Entwicklung. Eine Diskussion über Kunstkritik kann sich also nur um diese öffentliche Einflußnahme drehen: Kunstkritik als Mitarbeit an einer kulturellen Entwicklung.

Damit stellt sich aber die Bedingung der Anbringung der Kritik am richtigen Ort, d. h., wenn wir etwas kritisieren, so dürfen wir nicht das Symptom, sondern nur die Ursache als Gegenstand unserer Kritik verwenden. Diese Einsicht verlangt eine kurze Auseinandersetzung mit dem Wesen der Kunst.

Die Verursachung einer jeden Kunst liegt im innigen Bedürfnis des Künstlers nach Wandlung und Entwicklung, Formgebung und Gestaltung eines Gedankens und Problems. Der Künstler empfindet das Verlangen, seine subjektiven Gefühlsstimmungen in einem zu gestaltenden Stoff auszudrücken. Dieser ganze Prozeß der künstlerischen Gestaltung umfaßt drei, zum Teil stark vermengte Momente. Als wichtigste Voraussetzung und Grundlage ist die darzustellende Seelenstimmung anzusehen. Die unendlich mannigfachen Unterschiede in der Kunst haben zum größten Teil ihren Ursprung in der Entwicklungsstufe jenes, die Kunst begründenden Gefühls- und Geisteslebens. Eng mit diesem Gefühlsleben verbunden erscheint das Können der Formgestaltung. Es ist das den Künstler auszeichnende schöpferische Gestaltungsvermögen, das Vermögen, empfangene Reize in neuer, gewandelter Form schöpferisch zu gestalten. Dieses Formgestaltungsvermögen, als erhabenes Werkzeug der Mitteilung, begründet den Unterschied zwischen dem gewöhnlichen Menschen und dem Künstler. Aber in seinem Wesen erscheint dieses Formgestaltungsvermögen als äußeres Moment, das erst durch den inneren Ausdruck, den seelischen Reichtum des Künstlers zur richtigen Entfaltung gelangen kann. Es ist anzunehmen, daß ohne die Verfeinerung und Sublimierung des Ge-

fühlslebens eine vollkommener Form des technischen Könnens nicht zu denken ist, denn eine vollkommene Form setzt eine ebenso entwickelte Gefühlsstimmung voraus. Hängen also diese beiden Momente eng miteinander zusammen, so daß das äußere erst durch das innere zur Vollendung gebracht werden kann, so tritt zum ersteren, dem innerseelischen Ausdruck, noch eine gewisse weltanschauliche Zielstrebigkeit, die neben einer bestimmenden Gefühlsbelebung und Entwicklung einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Gestaltungsform auszuüben versteht. Ist die Formgestaltung als Ausdruck eines innerseelischen Gestaltungsbedürfnisses anzusehen, das zur seelischen Befriedigung der gestalteten Gefühlsstimmungen bedarf, so ist diese nach außen gerichtete Zielstrebigkeit als geistig-weltanschauliches Moment, als kulturelles Gestaltungsmotiv zu betrachten. Dieses kulturelle Gestaltungsmotiv vermag nun den reinen seelischen Ausdruck in eine Mitteilungsmission zu verwandeln, die nicht nur sublimierend auf das Gefühlsleben wirkt, sondern einen eminenten Einfluß auf die Darstellungsform ausübt, so daß dieser Ausdruck gestalteter Gefühlsstimmungen zu einer geistig-kulturellen Mitteilung an andere Menschen wird. So vermag sich durch das geistige Mitteilungsziel die Selbstmanifestation seelischer Probleme in eine geistig-kulturelle Mitteilung zu verwandeln, die ihrerseits eine allgemein verständliche Formgestaltung verlangt. Und diese, durch das Mitteilungsziel bestimmte Formgestaltung bedingt das Wesen der Kunst, als mit einem Mitteilungsziel begründete Gestaltung seelischer Eindrücke. Es ist nicht leicht, eine Scheidung zwischen Mitteilungsziel und dem seelischen Ausdruck durchzuführen. Doch muß diese geistige Mission als ein wesentliches Moment jeder entwickelteren Kunst aufgefaßt werden, bedingt sie doch eine bestimmte Darstellungsform, die dem Kunstbetrachter erlaubt, die mitgeteilten Gefühle wirklich aufzunehmen. Trotz seiner innigen Verbundenheit mit der seelischen Entwicklung des Künstlers verlangt das Mitteilungsziel Beachtung, da es aus dem künstlerischen Selbstgespräch eine zielstrebige, geistige Mitteilung an andere Menschen entwickelt. Wichtig ist ferner, daß die Art des Mitteilungszieles wesentlich von der geistig-seelischen Entwicklung des Künstlers abhängt.

Damit wird, wie gesagt, die Kunst zu einer geistigen Mission, zu einer kulturellen Erziehungs- und Entwicklungsaufgabe gegenüber anderen Menschen. Dies entspricht auch dem Wesen der Kunstbetrachtung, die ein Verlangen nach seelischer Bereicherung in sich schließt. Die Kunst soll das Gefühlsleben und das geistige Leben des Beschauers beschwingen, bereichern und vervollkommen. Dies bewirkt, daß sie zu einem der wesentlichsten kulturfördernden und -schaffenden Mittel wird. So verbunden die einzelnen Momente des Kunstschaffens sind, so vermengt sind auch jene der Kunstbetrachtung. Im wesentlichen können wir hier zwei grundlegende Arten unterscheiden. Vorab die ästhetische Betrachtung, die mehr eine irrationale Reaktion auf die verschiedenen äußeren Reizstrahlungen darstellt, also

SONAFÉ *1. evtl. 8. Juli 1938*

weniger von der verstandesmäßigen Überlegung und Beurteilung abhängt. Durch diese auf uns eindringenden Reize erfolgt eine Auseinandersetzung mit unserem Gefühlsleben. Wir suchen speziell jene Reize auf, die ein Harmoniegefühl zu entwickeln imstande sind. Dieses Harmoniegefühl beruht auf einer verschiedenen starken Übereinstimmung der empfangenen Reizschwingungen mit den Gefühlsschwingungen, stellt also eine vollständige seelische, d. h. subjektive Reaktion auf die empfangenen Reize dar. Eng verbunden und ausgelöst durch den ästhetischen Eindruck bildet sich ein verschieden stark bewußtes, geistiges Erlebnis, das nicht nur auf unsere Verstandeskräfte, wie auch auf die Phantasie einwirkt, sondern mit der ästhetischen Empfindung auf das gesamte seelisch-geistige Leben Einfluß nimmt. Dies besonders dann, wenn der Künstler nicht nur sein inneres Erlebnis schöpferisch gestaltet, sondern in dieses schöpferische Gepräge auch noch ein einheitliches Motiv einfließt, das in der Darstellung bewußt verkörpert und mitgeteilt werden soll, wobei sich die Gefühlsstimmungen gesamthaft auf dieses Ziel hin orientieren. Auch hier kommt es zu einem rein subjektiven, seelischen Ausdruck der Billigung oder Miß-

billigung eines Darstellungsmotives. Ebenso ist es die seelische Entwicklung des Aufnehmenden, im Verhältnis zu jener des Künstlers, die den Ausschlag für die Bewertung und Beurteilung gibt. Aber es ist beim ästhetischen Erlebnis ein nicht zu beschreibendes Harmoniegefühl, das die Empfindungsbelebung und damit den ästhetischen Genuß verursacht, so vermag das geistige Erleben einen viel motivierteren Ausdruck der Bewertung zu ergeben, indem hier nicht nur gewisse gestaltete Gefühlsstimmungen des Künstlers erfaßt werden können, sondern auch das, was mit dem Mitteilungsziel, dem geistigen Motiv der Darstellung, bezeichnet wurde. Damit steigt das Kunsterlebnis und seine Bewertung vom unmotivierten ästhetischen Erlebnis zum motivierten geistig-kulturellen Erlebnis auf, das dann seine eminenten Rückwirkungen auf unser Gedankenleben hat.

An dieser wichtigen Stelle hat nun die Kunstkritik einzusetzen. Gewiß steht es jedem frei, seine empfangenen Eindrücke und die dadurch geformten Urteile bekanntzugeben. Aber er muß sich dabei immer bewußt sein, daß dies ein persönliches, von seiner seelischen Entwicklung abhängendes Urteil sein wird. Gemäß der einleitenden Feststellung sollte man von einer öffentlichen Kunstkritik wesentlich mehr verlangen, als nur einen persönlichen Ausdruck der Billigung oder Mißbilligung. Um nun über dieses rein Subjektive hinauszukommen, muß die Kunstkritik beim geistigen Erlebnis einsetzen. Wohl schwingen in jedem geistigen Erlebnis die ästhetischen Erlebnisse wesentlich mit, wohl hängen beide in eminentem Maße von der seelischen Struktur des Urteilenden ab; im geistigen Erlebnis sollte sich aber sowohl das geistige Motiv, als auch die Art der dargestellten Gefühlsstimmungen konkret beurteilen lassen. Was aber dieser Kunstkritik erst den Maßstab der Bewertung geben kann, das ist die Art und Feinheit der dargestellten Gefühlsstimmungen, der geistige Wert des Mitteilungszieles, des geistig-kulturellen Motives und die technische Entwicklung des künstlerischen Gestaltungsvermögens im Verhältnis zu einem kulturellen Entwicklungsziel, in das die gesamte ethisch-moralische, weltanschauliche und religiöse Lebens- und Kulturbewertung Einfluß nimmt. Damit wird die Kunstkritik aus einer ästhetischen Beurteilung in eine geistig-kulturelle Bewertung

eines der wesentlichsten kulturellen Schaffensgebiete umgewandelt. Dies verlangt aber, daß sich der Kunstkritiker selbst ein Bewertungsziel und eine Bewertungsbasis in Form einer Weltanschauung zugrunde legt, um nicht nur durch aufgenommene Reize verursachte subjektive Gefühlsstimmungen wiederzugeben. Er soll den kulturellen Wert einer Kunst an Hand ihres Mitteilungszieles und der darin zum Ausdruck kommenden seelischen Werte nach ihrer geistigen Entwicklungsstufe beurteilen und dies immer in Bezug auf die Bereicherungsmöglichkeit der die Mitteilung empfangenden Menschen. Denn die Kunst hat ja nur einen Sinn in Bezug auf die sie betrachtenden Menschen, also als Mitteilung und nicht als Selbstmanifestation. Und da sich die Kunst als kulturelles Schaffensgebiet an den Menschen richtet, muß auch die mögliche Vervollkommnung des Menschen durch die Kunst als Richtschnur gelten, dies durch Bewertung nach der Entwicklungsstufe der dargebotenen seelischen und geistigen Werte.

Damit können wir an die Beurteilung des in Frage stehenden Kunststreites herangehen. Der große Zug des vorigen Jahrhunderts zeigte eine ständige Verflachung der religiösen und weltanschaulichen Überlieferungen. An Stelle durchgreifender, alles Leben orientierender Ziele und Ideale offenbarte sich eine wachsende Unsicherheit, die auch in der Malerei zum Vorschein kam. Der immerhin noch lebendige Brauch eines bestimmenden Mitteilungszieles ließ die verschiedensten alten Orientierungen aufkommen. So durchlief die Kunst vergangene Stilepochen, um sich dann entschieden dem Vorbild der Natur zuzuwenden. Mit der Jahrhundertwende begannen aber diese Vorbilder doch zu wanken, der Künstler trennte sich langsam von jeglichem Darstellungsziel, um mit dem Auftreten des Expressionismus auch noch die überlieferten Mitteilungsformen fallen zu lassen, so daß es den Anschein hatte, der Künstler stiege in die tieferen Gründe seiner Seele hinab. Doch das tat er schon immer, nur gelang es ihm früher, jene Gefühlsstimmungen, verknüpft mit einem geistig-kulturellen Darstellungsziel, in eine erfaßbare Mitteilungsform zu kleiden. Die zunehmende Zersetzung aller seelisch-geistigen Werte, die Zerstörung jeglicher weltanschaulicher und religiöser Zielstrebigkeit

mußte eine solche Primitivisierung der Erlebnisformen verursachen, daß sie anfänglich nur in groben, verrohten Formen gestaltet werden konnten, dann aber immer mehr der überlieferten, d. h. der den anderen Menschen verständlichen Formen entblößt wurde, um in eine hemmungslose Gestaltung seelischer Probleme auszuarten. Nun, niemals ist es die Gestaltung der seelischen Probleme, die zum Zusammenbruch führte, wohl aber das Chaos der seelisch zusammengebrochenen Kultur, das die Vernichtung der Kunst mit sich brachte. Der umstrittene Teil der gegenwärtigen Künstler charakterisiert sich durch die Primitivität und das Chaos seiner zerrütteten seelischen Erlebnisse, das so umfassend ist, daß er diese Gefühlsstimmungen gar nicht in erkennbare Formen zu kleiden vermag. Er ist so beschäftigt durch seine heftigen seelischen Auseinandersetzungen, daß selbst eine Anlehnung an alte Formen oder an die Natur nicht mehr möglich erscheint. Damit wurde die Kunst, als die mit einem Mitteilungsziel verbundene Gestaltung seelischer Eindrücke, ihres Mitteilungszieles und der verständlichen Gestaltungsform entkleidet, um zur primitiven psychischen Funktion herabzusinken, zur Selbstmanifestation, zur Abreagierung seelischer Spannungen. Wohl gab es oft Künstler, deren gestaltende Eindrücke nicht durch ein Mitteilungsziel be-seelt waren, aber ihr seelischer Zustand und die Verpflichtung an gewisse Formempfinden gestatteten künstlerische Resultate. Doch heute ist dieses innerseelische Chaos so groß, daß nicht im entferntesten Mitteilungsmissionen übernommen werden könnten. Diese Künstler wenden sich daher auch nicht an andere Menschen. Ihre „Kunst“ ist keine Mitteilung zur geistigen Belebung und Vervollkommnung des Betrachters, sondern ein Schrei des Entsetzens verheerender Ziellosigkeit und geistigen Zusammenbruches.

So steht der heutige Kunstbetrachter verständnislos, entgeistert vor diesen Dokumenten eines kulturellen Umbruches. Kein Lebensgebiet vermag ihm noch geistig aufbauende Stoffe zu geben, wobei er sich nur schwerlich der fortschreitenden Zersetzung entziehen kann. Es ist nun die erhabene Aufgabe des Kritikers, auf diese seelisch-geistigen und kulturellen Zusammenhänge hinzuweisen, denn nur wer weiß, wo er steht,

wird sich nach neuen Zielen umsehen können. Nur wer die Notlage wirklich empfindet, wird neue Wege zu finden vermögen. Solange unsere Kunst, wie unser Leben, so ziellos, weltanschaulich meinungslos und nihilistisch ist, wird die Kunst auch reine Selbstmanifestation bleiben, wird sie keine wahre Kunst sein können, da sie uns wirklich nichts Aufbauendes mitzuteilen hat. Kunstkritik auf kultureller Basis wird sich hier zur Aufgabe machen, zersetzte Kunst, zerfallene Kultur als solche zu kennzeichnen und auf die Gründe ihres Zusammenbruches hinzuweisen. Auf alle Fälle soll sie sich dagegen wehren, daß solch primitive Selbstmanifestationen mit allen Mitteln zu Kunst gemacht werden wollen. Auch ist es ganz sinnlos, diese Reaktionen seelischer Spannungen dem Publikum zur Schau zu stellen, denn abgesehen vom zermürbenden Eindruck eines geistigen Zerfalles hat diese „Kunst“ dem Betrachter nichts mitzuteilen. Diese Umstände haben dazu geführt, daß das Publikum mit Verständnislosigkeit an diesen „Kunstprodukten“ vorübergeht, und dies mit Recht. Nun sollten sich die Museen darnach richten. Wohl kann dadurch die Entwicklung nicht abgebogen werden. Durch Verbot erneuert sich das heutige Geistesleben nicht, aber man hüte sich, die Zersetzung durch Beschönigung und Ausstellungen solcher Werke zu befördern. Hier ist es die heilige Pflicht des Kunstkritikers, ungesunden Verhältnissen entgegenzuwirken und zu zeigen, daß die Größe und Erhabenheit des Künstlers eben in seiner kulturellen Aufgabe liege, nämlich in der Vervollkommnung des menschlichen Geisteslebens. Doch



ZÜRICH

Versicherungen:
Unfall, Haftpflicht
Kasko, - Baugarantie
Einbruch - Diebstahl

Unfall

„Zürich“ Allgemeine Unfall- und Haftpflicht-Versicherungs-Aktiengesellschaft in Zürich

dazu muß der Künstler nicht nur eine hohe Technik der Formgestaltung beherrschen, sondern als wesentlichstes Moment verlangt dies von ihm ein reiches, fein entwickeltes Seelenleben, gepaart mit dem Verantwortungsbewußtsein einer bedeutenden kulturellen Erziehungsaufgabe. Diether Steinmann.

NOCHMALS „FÜR WEN IST DAS GEMALT?“

Die kraftvolle Stellungnahme Herrn Dr. Bernhard Diebolds gegen die Verschrobenheiten des Kubismus und anderer -ismen muß hoch eingeschätzt werden. Das Urteil eines Mannes von der Bedeutung Diebolds hat Gewicht; es mit politischem Ge-
gröle zusammenzuschmeißen, verrät Hilflosigkeit. Wenn früher die Autorität überschätzt wurde, so trifft jetzt das Gegenteil zu. Wie überall, so führt auch in der Malerei und überhaupt in der Kunst nur eine sich selbst beschränkende Freiheit aufwärts. Sogar die in der Aussprache erwähnten „Gewagtheiten“ nach Paul Valéry müssen noch irgend etwas mit Kunst gemeinsam haben; sie dürfen nicht in Unmöglichkeiten ausarten. Selbstverständlich gehören auch neuzeitliche Arbeiten in eine Schau, aber sie müssen noch irgendwie sprechen zum Betrachter und nicht den Eindruck erwecken, der Verfertiger — von Künstler läßt sich dann nicht mehr reden — mache sich lustig über die „Banausen“. Es gibt Machwerke, die wie ein Rätselspiel anmuten. Mit demselben Recht könnte ein Schriftsteller Buchstaben ungeordnet über eine Seite streuen und den Leser raten lassen, was für Sätze sie bilden sollen. Oder wir sehen sogenannte Bilder, die dermaßen flüchtig gezeichnet und nachlässig gemalt sind, die einen Hund mit fünf rohen Pinselstrichen glaubhaft machen wollen, die statt Menschen „Manöggel“, wie sie jedes Kind herausbringt, vorführen, daß man vergeblich Kunst darin sucht. Bestenfalls sind es dürftige Entwürfe, die die Öffentlichkeit nicht ansprechen. Ein Schriftsteller behält Stammelgedanken für sich; von sich aus — oder es sorgt eine Redaktion dafür. Das entspräche einem verstärkten Eingriff des Ausstellungsausschusses. Auch wenn ein Künstler einen Namen hat, sollte der Kritiker nötige Aussetzungen zu machen wagen — oder gerade dann. Die Ausstellungsleiter dürfen die Verantwortung für das Dargebotene nicht ablehnen mit Hinweisen

in den Katalogen, die Besucher müßten mit den Gegenständen selber fertig werden.

Der Kunstfreund sucht Ablösung vom grauen Alltag in einem Gemäldesaal und findet wirklich heute eher als auch schon Erholung an manchem guten Werk; das sei freudig festgestellt. Zu oft aber noch betritt er enttäuscht oder gar empört die harte Straße wieder, sehr zum Nachteil der Künstlerschaft. Nicht daß Künstler und Laie stets derselben Meinung zu sein brauchen, bewahre! Doch ist ein gewisses Mitgehen der Allgemeinheit mit den Kunstbestrebungen unbedingtes Erfordernis, da der Schaffende etwas verkaufen, von etwas leben muß. Seichtes bleibe natürlich nach wie vor ausgeschlossen — warum indes nicht auch reiner Neuerungsucht oder unzweideutigem Unvermögen entsprungene Verbalhornung der Malerei? Prof. Dr. E. J. Ott.

DAS PROBLEM DER MILITÄRISCHEN LANDESVERTEIDIGUNG.

Vom Standpunkt eines Ausländers.

Die Schweiz, mit ihren 41 000 Quadratkilometern und 4 Millionen Einwohnern, nimmt eine wichtige Lage auf dem europäischen Kontinent ein. Als Kreuzungspunkt des Nord-Süd- und Ost-Westverkehrs hat man sie die Drehscheibe Europas genannt. Sie liegt im Brennpunkte der geistigen, politischen und auch wirtschaftlichen Interessen Europas. In einer Zeit, in der alle Staaten und Völker einen Kampf um diese Interessen führen, ist es nur natürlich, daß ein Land wie die Schweiz nicht in der Reserve bleiben kann, sondern ihren Stand verteidigen muß. Schon das Wort „verteidigen“ kennzeichnet die Stellungnahme der Schweiz in diesen Kämpfen. Sie will sich das erhalten, was ihr die anderen streitig machen könnten. Daß dieser Kampf auf allen Gebieten von der Schweiz aus reinem Selbsterhaltungstrieb geführt wird, und geführt werden muß, ist klar. Im Folgenden will ich nun versuchen, vom technischen und strategischen Standpunkt aus, das Bild darzulegen, das sich einem ausländischen Beobachter bietet, wenn er die gegenwärtigen militärischen Verteidigungsmöglichkeiten der Schweiz untersucht. Ich betone besonders, daß damit die Wichtigkeit der geistigen und wirtschaftlichen Landesverteidigung durchaus nicht als geringer betrachtet werden soll. In einer Zeit, in der als Kampfmittel nicht nur der Panzerwagen und das Maschinengewehr, sondern auch die Presse und das Radio Verwendung finden, könnte eine Vernachlässigung dieser Tatsachen leicht bittere Folgen nach sich ziehen.

Die Schweiz ist ein kleines Land. Nirgends wirkt sich diese Tatsache so aus, wie auf militärischem Gebiet. Die operativen Grundsätze, die für große Räume gelten, werden bei der Eigenart der Landesverteidigung hinfällig. Die Verteidigung beginnt mit dem Augenblick, wo ein Gegner in das schweizerische Gebiet einfällt. Bei diesem Einbruch gibt es zwei Möglichkeiten zu unterscheiden. Erstens, der Gegner wählt den Durchmarsch oder Einbruch, um eine Erleichterung der Erreichung seiner Kriegsziele herbeizuführen. Das Gelingen des Einbruches ist somit für den Gegner von entscheidender Bedeutung. Zweitens kann der Einbruch taktischer Art sein (Abdrängung einer feindlichen Abteilung auf schweizerisches Gebiet usw.). In diesem Falle ist der Verlauf eines solchen Einbruches für den Kriegsverlauf nicht entscheidend. Es kann natürlich im einzelnen Fall vorkommen, daß ein gelungener taktischer Einbruch sich zu einem strategischen Erfolg ausweitet. Die vorstehende Unterscheidung ist deshalb wichtig, weil von der Art des Einbruches Quantität und Qualität des eingesetzten Materials abhängt. Der Abwehr eines taktischen Einbruches, der nur gezwungenermaßen erfolgt, wird das Heer wohl immer gewachsen sein, da die damit verbundenen Begleitumstände (Heer bereits auf Pikett gestellt, allgemeiner Kriegszustand bereits vorhanden) dem schweizerischen Heer zugute kommen.

Mit dieser Frage ist bereits ein wichtiges Kapitel der schweizerischen Abwehr angeschnitten. Es lautet: Wie ist die sofortige Abwehr organisiert? Sie hat den ersten Einbruch des Feindes aufzuhalten und dem Milizheer den Aufmarsch zu ermöglichen. Ich sagte schon oben, daß die Kleinheit des Landes wichtige militärische Folgen hat. Die Abwehr muß direkt an der Grenze beginnen, jeder Meter, der verloren wird, bedeutet einen größeren Verlust als bei andern Staaten vielleicht die Preisgabe eines kilometerbreiten Streifens. Eine weitere wichtige Frage ist der Schutz des Hinterlandes. An der Nordgrenze liegen innerhalb eines Streifens von 70 Kilometer Breite die Industriezentren, liegen die Waffenfabriken des Bundes und liegt der größte Teil der Zeughäuser, in denen die Waffen des Bundesheeres untergebracht sind. Die gleichen Verhältnisse treffen wir an der Westgrenze. Auch an der Ostgrenze sind die Verhältnisse nicht viel besser. Der Schutz des Hinterlandes hat somit eine große Bedeutung. Ob der Schutz passiver oder aktiver Art ist, werde ich später darlegen.

Betrachten wir nun das Problem der sofortigen Abwehr. Ich möchte hier kurz einflechten, daß die Nordgrenze, trotz der zahlreichen Befestigungen in Form von Sperrforts, Tankbarrikaden, Minenfeldern und ähnlichem, zweifellos die verwundbarste ist. Allerdings bedeutet auch das noch unbefestigte Loch bei Sargans an der Ostgrenze eine starke Bedrohung. Die Juragrenze ist auch nicht sehr stark befestigt. Es bestanden und bestehen, nach Meldungen Schwei-

zer Blätter, auf französischer Seite Pläne, die Maginotlinie nach Süden zu verlängern, wobei gleichzeitig der schweizerische Generalstab die Befestigung wichtiger schweizerischer Punkte im Jura erwog (Schweizer Blauen). Die Südgrenze ist die bestausgebaute und der Natur nach die zur Verteidigung am besten beschaffene Grenze. Eine Preisgabe des südlichen Tessins dürfte dabei kaum zu umgehen sein.

Die sofortige Abwehr erfordert Truppen, die bereits unter Waffen stehen, also marsch- und fahrbereit sind. Dies kann auf zwei Arten gelöst werden. Einmal kann man die nötigen Bestände in Form einer stehenden Truppe zur Verfügung halten, oder man verlängert die Dienstzeit des Heeres so, daß man jederzeit die nötige Zahl Aktivtruppen unter der Fahne hat. Dieses Problem ist in der Schweiz noch nicht gelöst. Gewiß, die neue Heeresordnung garantiert eine bisher unbekannte Schnelligkeit der Mobilisation des Milizheeres. Ein überraschend einfallender Feind, dem keinerlei nennenswerter Widerstand entgegengesetzt wird, kann diese Mobilisation mit Leichtigkeit stören, mag sie noch so schnell vor sich gehen. Die Rekrutenschulen, Unteroffiziersschulen und Wiederholungskurse sind so verteilt, daß zu gewissen Zeitpunkten gar keine oder nur sehr wenig Truppen im Dienst sind. Man versuchte, diesem Übel durch die Aufstellung von Grenzschutzkompagnien zu begegnen. Die geringe Zahl der Kompagnien, sowie die Notwendigkeit, sie an strategisch wichtigen Punkten, ich erinnere an den St. Gotthard, Luziensteig, St. Maurice usw., zu konzentrieren oder als Schutz- und Bedienungsmannschaft von neuerstellten Grenzbefestigungsanlagen zu verwenden, zeigt, daß sie der Quantität nach zu gering sind, einen massierten feindlichen Einbruch abzuwehren.

Somit bliebe als einzige Lösung die Verlängerung der Dienstzeit. Damit ist gar nichts gegen die Fähigkeiten des Schweizer Soldaten gesagt. Im Gegenteil. Was er in der kurzen Ausbildungszeit leistet, nötigt unbedingt Bewunderung ab. Was andere Soldaten erst nach monatelangem Training im Heer an Märschen usw. leisten, das hat der Schweizersoldat schon nach einigen Wochen in seiner Rekrutenschule zu erfüllen. Eine weitere Verlängerung der Dienstzeit würde wohl praktisch das Ende des Milizheeres bedeuten. Aber warum soll der Schweizer einer vergangenen Einrichtung nachträumen, wenn er statt dessen ein System erhält, das ihn stärker und leistungsfähiger macht? Er müßte kein Schweizer sein, wenn er nicht jede Möglichkeit, sein kleines, aber tapferes Land besser zu verteidigen, auszunutzen würde. Eine Verlängerung der Dienstzeit auf 8 bis 10 Monate würde dann der langwierigen und, was besonders für den Hochschulstudenten wichtig, auf größere Zeiträume verteilten und damit für das Studium störend wirkenden Art der Teilung des Dienstes in RS, WK, UO, Abverdienen, WK usw. ein Ende machen. Wenn der Student weiß, daß er 10 Monate Dienst machen muß, wird es

keine große Überlegung kosten, das Studium für ein Jahr auszusetzen. Durch die verlängerte Dienstzeit würde der Ausbildungsstand des Heeres auch gehoben werden.

Wenn wir den Stand des schweizerischen Heeres auf kriegstechnischem und organisatorischem Gebiet untersuchen wollen, so müssen wir zunächst die neue Heeresordnung betrachten. Nach dieser bestehen 9 Divisionen und 4 Gebirgsbrigaden. Zu diesen eigentlichen Truppen kommen noch die Armeetruppen und die im Grenzschutz verwendeten Bataillone, die als zugeteilte Bataillone bezeichnet werden. Zu den Armeetruppen gehören die Fliegertruppen, Flugabwehrtruppen, Motorsappeure, verschiedene Auszugstruppen in Form von Radfahrer-Kompagnien, Motorinfanteriekanonen-Kompagnien, Motormitrailleurkompagnien u. a. m.

Wie ist nun die Organisation und Ausrüstung im Hinblick auf ihre Aufgaben beschaffen? Es läßt sich trotz aller Prophezeiungen schwer sagen, welcher Art der Einbruch sein wird. Er wird von der Grenze abhängen, an der er vorgenommen wird. Ist das Gelände gebirgig, so wird ein starkes Einsetzen der motorisierten Waffe verunmöglicht. Das käme für die Schweiz jedoch nur an der Südgrenze in Frage. Man darf mit ziemlicher Sicherheit auf einen kombinierten Angriff aus Motorwaffe und Fußtruppe rechnen. Das ganze Schweizer Mittelland ist ein reichlich schwieriges Gelände, auch für eine moderne Truppe. Ein strategischer Einbruch würde diese Geländeschwierigkeiten wesentlich leichter überwinden als ein taktischer, da ihm viel mehr Mittel zur Verfügung stehen. Mit der Bodentruppe kommt noch die Flugwaffe zum Einsatz, die nicht morphologisch (da kleine Flugstrecken), sondern lediglich meteorologisch gebunden ist. Die meteorologische Bindung spielt besonders in der Schweiz, wo zahlreiche Seen und Wasserläufe vorhanden sind, eine große Rolle. Vielleicht sind in einem zukünftigen Kriege die Schweizerberge bei Nebel die besseren Flakartilleristen als die Menschen.

Betrachten wir zunächst die normale Division. Sie besteht aus drei Regimentern zu drei Bataillonen. Dazu verfügt die Division noch über folgende Spezialtruppen: eine Aufklärungsabteilung, bestehend aus einem Panzerwagendetachment, einer Radfahrerkompagnie (bei Gebirgsdivisionen ersetzt durch eine Motorradfahrerkompagnie) und einer Dragonerschwadron. An Artillerie besitzt sie drei Feldartillerieabteilungen und eine schwere Motorkanonenabteilung. Dazu kommen Sappeurtruppen, Artilleriebeobachtungstruppen, Telegraphenabteilungen usw. Die Gebirgsdivisionen, das ist die dritte und die neunte, verfügen über mehr Artillerie und sind im allgemeinen besser motorisiert. Die Feuerkraft einer Division ist mit 500 automatischen Waffen, 63 Infanteriekanonen und Werfern und 44 bis 52 Geschützen verhältnismäßig groß und befähigt sie sicher zur Durchführung größerer Kampfaufgaben.

Betrachten wir die vorstehende Zusammenstellung genauer. Zunächst sei die Frage der gepanzerten Angriffswaffen erörtert. Ihr Besitz ist für die Schweiz durchaus keine lebenswichtige Frage. Der Panzerwagen ist eine typische Offensivwaffe. Er wird auch in Zukunft vom Schweizerheer lediglich zur gewaltsamen Aufklärung verwendet werden. Allerdings dürfte der bisher erprobte Wagentyp für das schweizerische Gelände zu leicht sein. Ein 10-Tonnen-Panzerwagen würde in Bezug auf Geschwindigkeit und Geländegängigkeit den Anforderungen am ehesten gerecht werden.

Wesentlich wichtiger als die Frage der gepanzerten Aggressivwaffen ist das Problem der Panzerabwehrwaffen. Es ist klar, daß das schweizerische Heer niemals a l l e Waffenarten in a u s r e i c h e n d e r Menge besitzen wird und besitzen muß. Die besondere Art der Landesverteidigung, der Verzicht auf strategische Angriffsvorstöße, bedingen letzten Endes eine Spezialisierung auf waffentechnischem Gebiet. Ist dieser Spezialisierung Rechnung getragen? Wenn wir daraufhin die waffentechnische Organisation des Heeres betrachten, müssen wir sagen: nur zum Teil. Jener Vorschlag eines schweizerischen Majors, der für eine „Maschinengewehrmee“ eintrat, hat im Kern das Wesen des schweizerischen Heeres und seiner Ziele erfaßt. Gewiß, niemand wird behaupten wollen, daß seine praktische Durchführung einfach gegeben wäre, und daß sie heute noch ausschließlich Berechtigung hätte. Dazu hat die Panzerwaffe, die durch das SMG nicht gebrochen werden kann, zu große Fortschritte gemacht. Wenn man aber zu den Maschinengewehren noch Panzerabwehrgeschütze gibt, das Heer also so ausrüstet, daß es ihm möglich ist, gepanzerte Aggressivwaffen erfolgreich zu bekämpfen, so daß die nachfolgende Truppe dem Feuer der Maschinengewehre ausgeliefert ist, so wird man den Verhältnissen am ehesten gerecht. Diese Art der Verteidigung kommt einer Tiefenstaffelung der Abwehr auch am ehesten entgegen und wäre somit für das Gelände, wie es zum größten Teil in der Schweiz vorhanden ist, am passendsten. Dafür könnte man mit ruhigem Gewissen die schwere Artillerie vernachlässigen. Ein Artilleriefeuer ist schon an und für sich kein total wirkendes Mittel, da es vom Feind immer, wenn auch mit Verlusten, durchgangen werden kann. Vollends die heutige schweizerische Artillerie wäre ihrer Quantität nach unfähig, sogar eine taktische Entscheidung größeren Ausmaßes entscheidend zu beeinflussen, es sei denn, daß sie eine so unheimliche Beweglichkeit besitze, die vom heutigen Standpunkt bereits ans Unwahrscheinliche grenzen müßte. Ich gebe zu, daß diese Überlegungen etwas einseitig von der Annahme ausgehen, daß die entscheidende Bedeutung dem Aufhalten des motorisierten oder marschierenden Einbruches zukommt. Ich glaube aber andererseits nicht, daß das Heer einen langen Stellungskampf aushalten würde, nicht weil ihm die persönlichen Voraussetzungen fehlen, sondern die tech-

nischen. Die Waffenhilfe, die der Schweiz von ihrem Verbündeten dann gewährt wird, könnte die Lücke auf diesem Gebiet schließen (dazu fehlen der Schweiz schon die Mittel). Sie wäre aber viel schwieriger zu schließen, wenn das ganze Land bereits von feindlichen Abteilungen überflutet ist.

Ein weiteres wichtiges Problem ist das der Beweglichkeit der einzelnen Verbände und Waffen. Große Fußmärsche werden im Augenblick des Einfalls kaum durchzuführen sein, da dadurch kostspielige Zeit verloren geht. So kommt der Motorisierung und allen damit verbundenen Fragen, wie Ersatzteile, Betriebsstoff, eine große Bedeutung zu. Das Motorrad ist das gegebene Mittel, abgesehen von den Lastwagen, zur Lösung von taktischen Aufgaben. Mit Befremden sieht der Ausländer allerdings die in der Schweiz gehandhabte Praxis auf diesem Gebiet, wenngleich er vermutet, daß die Drosselung des Motorverkehrs lediglich aus Unkenntnis der wahren Sachlage geschieht. Das Motorrad ist in hohem Maße geländegängig, überwindet Hindernisse leicht und ist außerdem als einziges Motorfahrzeug, vom schweren Durchbruchtank abgesehen, waldgängig, eine für schweizerische Verhältnisse nicht zu unterschätzende Tatsache. Man hat als Lösung der Motorradfrage versucht, hier ähnliche Verhältnisse zu schaffen, wie sie bei der Kavallerie bestehen, wo der Mann für die Dauer seiner Dienstzeit für sein Pferd zu sorgen hat.

Dieser Gedanke ist sehr gut, so gut sogar, daß man sich wundern muß, daß er nicht schon konsequent durchgeführt wird. Der Mann besitzt dann im Dienst sein eigenes Motorrad, ist also vertraut mit ihm, während gleichzeitig auf diese Art die Schlagkraft der gerade unter der Fahne stehenden Truppe vermehrt wird. Es ist sicher ein unhaltbarer Zustand, wenn die Truppen, die dienen, ausschließlich auf requirierte Fahrzeuge angewiesen sind. Daß LMG-Abteilungen auf Autos verladen werden müssen, weil die nötigen Motorräder fehlen, wie es in Manövern wiederholt vorgekommen ist, ist sicher auch kein Idealzustand. Oft sind es dann geschlossene Wagen, bei denen eine schnelle Feuerbereitschaft von vorneherein illusorisch ist. Auch die Motorisierung der Panzerabwehrverbände ist von großer Wichtigkeit. Die zur Verwendung gelangende Infanteriekanone ist gut durch Motorzug zu transportieren. Sie hat den Nachteil, daß sie kein Schutzschild besitzt, die Mannschaft bei ungedeckt einzunehmenden Feuerstellungen also durch das Maschinengewehrfeuer des angreifenden Panzerwagens stark bedroht ist. Von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind die Radfahrerverbände, stellen sie doch eine Truppe dar, deren große Beweglichkeit besonders bei den geringen Entfernungen stark zur Geltung kommt. Hier nimmt das schweizerische Heer in vieler Beziehung eine führende Stellung ein. Bei der bekannten Liebe des Schweizers zum Velo ist die gute Verwendungsmöglichkeit der Truppen leicht zu verstehen. Aber auch die

Kavallerie, wie sie bei den leichten Truppen organisiert ist, bedeutet eine Einheit von großer Beweglichkeit in jedem Gelände, auch in solchem, wo Panzerwagen und Motorrad unfehlbar stecken bleiben. Abgesessen kann sie mitunter eine sehr starke Feuerwirkung erzielen, besonders wenn sie noch mit leichten oder schweren Maschinengewehren versehen ist.

Ich möchte es nicht versäumen, noch kurz auf die Verhältnisse in der Luftwaffe einzutreten. Die Verhältnisse sind hier wieder ganz spezieller Natur. Der schweizerische Luftraum muß aktiv und passiv geschützt werden. Ein schwieriges Problem ist die aktive Abwehr. Der schweizerische Luftraum kann vom Gegner in minimaler Zeit durchflogen werden. Das zwingt zu einem schnellen Einsatz der Luftwaffe. Das schweizerische Jagdflugzeug muß besonders gute Starteigenschaften aufweisen. Die Zeit zwischen Alarm und Start bringt den Gegner schon in bedenkliche Nähe seines Zieles. Deshalb ist der Schutz der Flughäfen, Städte, Industriezentren, durch Flakartillerie besonders wichtig. Für schweizerische Verhältnisse kommen an Flugzeugen eigentlich nur eine schwere Kampfmaschine zum Bombenabwurf und Eingreifen in den Erdkampf und ein schnelles Jagdflugzeug zu Luftangriffen in Frage. In der in Thun konstruierten C 35 dürfte die Schweiz eine Maschine besitzen, die den ersten Anforderungen genügt, wenngleich sie in genügender Zahl vorläufig nicht vorhanden ist. Die etwa 60 vorhandenen Jagdmaschinen vom Typ D 26 und D 27 besitzen wohl große Wendigkeit, sind aber zu langsam und haben keine günstigen Starteigenschaften. Es wurden bereits verschiedene Neukonstruktionen erprobt, doch scheint noch keine der ausländischen Maschinen die volle Befriedigung der schweizerischen Sachverständigen gefunden zu haben.

Eine übergroße Zahl von Flugzeugen ist für die Schweiz gar nicht notwendig. Hier kommen ihr wieder die geringen Entfernungen zu Hilfe. Der fliegerische Einbruch eines Feindes wird ja meist in be-



CONFISERIE
TEA-ROOM



3 Minuten von der E. T. H.
Universitätstr. 40 + zum „Haldenbach“

stimmten Intervallen erfolgen, so daß dasselbe Material bei zeitlich und räumlich verschiedenen Angriffen ohne weiteres eingesetzt werden kann. Allerdings muß man dann mit einem starken Einsatz von Mann und Maschine rechnen. Trotzdem dürfte der heutige Militärflugpark von etwa 300 Maschinen, wovon zudem rund 150 veraltet sind und lediglich dem Training und im Kriegsfall der Aufklärung und Verbindung dienen können, dieser Aufgabe nicht gewachsen sein.

Ich habe schon eingangs die Art der Landesverteidigung angedeutet. Sie kann sich nicht auf große strategische Operationen einlassen, kann nicht aus Verteidigungsgründen große Gebiete räumen, da es dann leicht passieren könnte, daß der Gegner plötzlich durch eine kleine Anstrengung einen Hauptnerv der Schweiz treffen könnte. Gewiß, die Aktionen sollen nicht in einem sturen Verteidigen einer unhaltbaren Stellung bestehen, wenn ein bis zwei Kilometer weiter hinten eine wesentlich günstigere Stellung zu beziehen wäre. Liegt diese günstigere Stellung aber zehn bis zwanzig Kilometer weiter hinten, so wird die Lage äußerst kritisch, wenn nicht gar unhaltbar. Zum Glück besitzt die Schweiz aber Grenzen und ein Hinterland, die so beschaffen sind, daß die oben angedeutete Art der Verteidigung leicht möglich ist. Fast überall kann man auch durch Aktion kleinster Einheiten in Anlehnung an das Gelände bedeutende Wirkungen erzielen. Die Tiefenstaffelung der Verteidigung muß immer vorhanden sein, denn ein Durchbrechen der ersten Verteidigungslinie könnte bei ungeschütztem Hinterland schwerwiegende Folgen haben.

Eine Voraussage zu machen über die Bewährung des Schweizer-soldaten in einem zukünftigen Kriege, ist ein müßiges Unterfangen. Hier spielen zu viele Imponderabilien mit. Ein nicht zu unterschätzender Faktor, sowohl militärisch als auch geistig, bedeutet die Tatsache, daß jeder Schweizer schon früh mit seiner Waffe vertraut gemacht wird, daß er sie als sichtbares Zeichen seines Wehrwillens und seiner Wehrfähigkeit mit nach Hause nimmt. Wenn er dann eines Tages gezwungen sein sollte, seine Waffe zur Verteidigung der Heimat wieder hervorzuholen, wird er den einbrechenden Feinden mit seinem Karabiner und seinem Maschinengewehr vielleicht ein ebenso vernichtendes Sempach oder Näfels liefern, wie es einst die alten Eidgenossen mit ihren Hellebarden und Morgensternen getan haben.

V. K.

DIALEKTSCHRIFT UND SCHWEIZERDEUTSCHE MUNDARTEN.

Mannigfach sind in diesen Tagen die neu und stark aus unserem schweizerischen Erdreich hervorbrechenden Quellen nationalen Willens: sie wollen zeugen für das in der Tiefe immer

lebendig gebliebene, klare Bewußtsein schweizerischer Eigenart. All das, was wir sind und wollen, war und ist unser heiliges Erbe, das wir immer treu hüteten, ohne uns dessen laut zu rühmen. Heute werden wir wieder aufgerufen, offen für das einzustehen, was uns anvertraut ist, mit Taten und mit Worten. Vor bald zwei Jahren war es, als die deutschsprachigen Schweizer sich auch wieder auf ihre eigentliche Muttersprache, die Mundart, zu besinnen begannen. Das Buch „Alemannisch“ von Emil Baer rief einem wahren Wetteifer einer zwar kleinen, aber dafür um so berufeneren Schar von Mundartfreunden, etwas für unser bedrohtes Schweizerdeutsch zu tun. Besonders die Neue Helvetische Gesellschaft und die Gesellschaft für deutsche Sprache und Literatur unter Führung von Eugen Dieth setzten sich dafür ein, und ihnen ist es zu danken, wenn heute nicht nur mehr Philologen, sondern auch viele andere Landsleute unsere angestammte Sprache als ein wertvolles nationales Gut, als einen wesentlichen Teil unseres schweizerischen Eigenlebens betrachten.

Die Gefahr der Verflachung und der langsamen Verdrängung unserer Mundart erzeugte die Forderung vermehrter Pflege in Wort und Schrift: heute hört man weit herum mehr und vor allem bessere Mundart. Das Fehlen eines allgemein gültigen Mittels zur schriftlichen Wiedergabe der Mundart ließ daher die neue Sprachbewegung zunächst zur Schriftbewegung werden. Als Resultat getrennt geführter Arbeiten liegen uns heute zwei Broschüren vor, die uns Regeln geben für das Schreiben der Mundart. „S ch r i b e d w i e n e r r e d e d ! ; Ifüerig id Schwizer folchsschrift“ (Rigi-ferlag, Züri) nennt sich das Werklein von Emil Baer und Arthur Baur. Es baut auf auf dem schon genannten Buch „Alemannisch“, dessen wichtigster Programmpunkt die Schaffung einer schweizerischen Schriftsprache gewesen war. Zwar hat Emil Baer (S. 10) die Schwierigkeiten erkannt, die der Erreichung dieses Zieles entgegenstehen, doch ist der ganze Inhalt des neuen Bändchens darauf angelegt, diesem um einen großen Schritt näher zu kommen. Vor allem die S c h r i f t betont bewußt das allen schweizerdeutschen Dialekten Gemeinsame und unterdrückt weitgehend das Scheidende. So bleibt die Vokalquantität unbezeichnet

(bernd. bure, blibe: kurzes u, i; zürichd. pure, blibe: langes i, u), ei steht für „die ganze Stufenleiter der Zwielaute ai, äi, ei (bernd. = zürichd. keiser, ei). Dieser Grundsatz führt dazu, daß auch für die Diphthonge zwischen au und ou nur ein Zeichen bereitgestellt wird, so daß der Zürcher also frou, blou, oug schreiben muß, wie er nicht spricht. Die Verfasser denken zweifellos an eine in der Zukunft einmal eintretende Annäherung zwischen unsern Dialekten, der sie in ihrer Schreibweise vorsorglich gerecht werden wollen. Das ist eine bemerkenswerte, in dieser Form wohl noch kaum je angewandte Umkehrung des Gesetzes, nach dem sich die gesprochene Sprache im Laufe der Zeit von der für sie einmal festgesetzten Schrift entfernt (vgl. das Englische, Französische). Die Baersche Schrift gleicht dadurch aber auch einem Rock, der infolge peinlichster Berücksichtigung der Körpergrößen und -umfänge aller Familienglieder der ganzen Familie paßt (vgl. S. 10).

Vorschläge auf dem Gebiete des Wortschatzes und der Syntax streben dem gleichen Ziel der Gemeinsprache entgegen. Alte, träre Wörter wie Gottwilche, eister, hie (riechen nach), sunderheitli, zäntume — gewählt aus allen Teilen der deutsch-mundartlichen Schweiz —, auch Kraftausdrücke wie ferreke, halunq, glünqui sollen das kommende „Alemannisch“ charakterisieren. Berndeutsche Fügungen wie ds beschte, die Rückinversion von Hilfsverb und Partizip im Nebensatz (. . . , wie mer sind cho; wo s hät qä; wo mer händ agfange) und auch eine so notwendige Konjunktion wie sundere(die zwar nicht schweizerdeutsch ist und besser durch das bernd. weder ersetzt würde) werden im Hinblick auf einen späteren allgem. Gebrauch eingeführt. Die Vision Emil Baers ist unbestreitbar groß: eine aus politischer Not geborene nationale Sprache, welche die Gegensätze zwischen den örtlichen Dialekten mildert und sich möglichst deutlich von der hochdeutschen Schriftsprache unterscheidet, um unser Anderssein aller Welt offenbar werden zu lassen. Damit würde das Hochdeutsche zur Fremdsprache degradiert und träte im mündlichen wie schriftlichen Gebrauch stark zurück. Wenn dies der Preis unserer Unabhängigkeit wäre, so würden wir ihn wohl ohne Zögern zahlen. Wir glauben, dieser Preis ist erheblich größer und von anderer Art.

Eugen Dieth lehnt den Gedanken einer schweizerischen Gemeinsprache ab, er sieht unsere Hauptaufgabe in der möglichst reinen Bewahrung der einzelnen Mundarten, im besondern auch in der Ausmerzung eingedrungener schriftsprachlicher Wörter und syntaktischer Wendungen (z. B. Taschetuech statt Naastuech, nach Züri statt uf Züri). Seine in „Schwyzer-tütschi Dialäkttschrift, Leitfaden einer einheitlichen Schreibweise für alle Dialekte“ (Orell Füßli Verlag, Zürich), niedergelegten Regeln wollen jeder Mundart ein gut angemessenes Kleid verschaffen, in dem sie die Miteidgenossen aus andern Gauen möglichst gut erkennen und sie um ihrer Eigentümlichkeit willen lieben lernen. Hier sind sowohl Vokalqualität als auch -quantität — im Rahmen des für eine Gebrauchsschrift Möglichen — berücksichtigt. Daß es da nicht ganz ohne die Einführung neuer Zeichen abging, dürfte einleuchten. Aber ein Zürcherdichter wird dankbar sein, wenn ihm nun für die Vokale in deet, Böörg, mängs endlich allgemein verbindliche Zeichen zur Verfügung stehen, und wenn ei nun tatsächlich gleich e + i (schneie) und äi gleich ä + i (Bäi) ist. Der Unterschied zwischen der Baerschen und der Diethschen Schrift springt in Augen und Ohren beim Vergleich der beigegebenen Textproben: erstere ist summarisch und daher leicht zu erlernen, letztere ist lautgetreu, daher schwieriger, aber auch heimeliger. Beide sind ihrer Zwecksetzung gemäß folgerichtig und daher so grundverschieden. Einig sind sie in der Loslösung vom hochdeutschen Schriftbild (Baer: tag, sak; Dieth: Taag, Sack), wo es die Vereinfachung (Baer) oder der Laut (Dieth) erfordert.

Bei aller Achtung, die uns das umfassende Baersche Projekt abzwängt, scheint uns doch der gemäßigttere Plan Eugen Dieths eher Aussicht auf Verwirklichung zu haben. Der Gedanke einer schweizerdeutschen Schriftsprache hat weit herum, bei Philologen und Laien, Ablehnung gefunden. So hat z. B. der Berner Schriftsteller C. A. Loosli (Schweizerdeutsch, Glossen zur schweizerischen Sprach-Bewegung; Verlag Birkhäuser, Basel) — neben andern, unzutreffenden Bemerkungen — ein temperamentvolles Wort für die noch zu lösenden, wichtigeren Aufgaben beim Aufbau eines schweizerischen Kulturwillens, denen

eine schweizerdeutsche Gemeinsprache offenbar nur hemmend im Wege stehen würde, geschrieben.

Es gilt nun aber, die geleistete Arbeit auf dem Gebiet einer einheitlichen Mundartschrift mit voller Kraft auszunützen. Soeben veröffentlichten Eugen Dieth und Adolf Guggenbühl (Aprilheft des Schweizerspiegels) im Namen verschiedener schweizerischer Gesellschaften einen Aufruf für den Bund zur Pflege der schweizerdeutschen Dialekte, der jedermann zum Beitritt offen steht. Wir haben nun in der Diethschen Schrift ein taugliches Mittel zur Schreibung unserer Mundarten. Sorgen wir dafür, daß jetzt aus der Schriftbewegung eine machtvolle Sprachbewegung wird. Vor allem geht der Ruf an die schweizerischen Schriftsteller, Verleger und Zeitungen, unser Schweizerdeutsch noch mehr als bisher zu seinem Rechte kommen zu lassen, es nach Kräften zu fördern und zu erhalten. Unsere innersten Gefühle, unser ureigenes geistiges Wollen und unser tiefes nationales Bewußtsein lassen sich in der Mundart klar und eindringlich ausdrücken und gestalten. Daneben aber wollen wir auch der hochdeutschen Schriftsprache weiter treu bleiben. Nur so können wir als nationale Einheit unserem sprachverwandten Nachbar mit Würde und Achtung gegenüber treten.

Max Bertschinger.

DU UND DIE SCHWEIZ.

Lieber Kommilitone!

„Neues Leben“, ein Heft, herausgegeben im letzten November von einigen dänischen Studenten, die eine wirkliche Lösung für die gegenwärtige Krise der Universität suchten, zeigt das Bild einer zerfallenen Säule auf einem unterhöhlten Fundament. Und darauf ein Student, im Lehnstuhl gemütlich die Zeitung lesend. Das ist die Situation der Universität — auch bei uns. Wir thronen auf der berstenden Säule des Akademikertums, und schon wankt das Fundament, das Volk. Wir aber halten Siesta.

Die Welt hat sich daran gewöhnt, jedes Jahr fünf- bis sechsmal um Haaresbreite an einem Krieg vorbeizugehen. Man hat sich daran gewöhnt, daß in der Schweiz durchschnittlich

alle 3 Stunden eine Ehe geschieden wird. Man macht sich nichts mehr daraus, daß unter uns 65 000 Schweizer leben, die nach statistischer Wahrscheinlichkeit durch Selbstmord enden werden. Wahlkämpfe, Klassenhaß, sozialer Unfriede und latenter Bürgerkrieg erscheinen uns natürliche Bestandteile unseres nationalen Lebens.

Die Schweiz ist in Gefahr. Wenn das Verlangen nach einer lebendigen Einheit unseres Landes so stark im Herzen eines jeden von uns ist, daß wir anfangen, aufbauend zusammenzuarbeiten, so kommen wir vielleicht gerade noch zur rechten Zeit. Und eine einige Schweiz kann zeigen, wie ein einiges Europa möglich ist.

Wir wollen mit Dir am Wiederaufbau der Hochschule zusammenarbeiten. Studenten, die frei sind von jeder Bindung an Geld, Geschlecht und persönlichen Ehrgeiz, können wieder eine dem Volke dienende Elite werden. Studenten, die die Verantwortung für die Hochschule übernehmen, können aus ihr eine wirkliche Kraftquelle für die Nation machen. Was tust Du dafür, daß jeder Deiner Kommilitonen ein richtiger Jurist, Arzt, Pfarrer, Ingenieur oder Lehrer wird?

Wir haben in den letzten Monaten gesehen, daß es **möglich** ist, eine neue Verantwortung in die Hochschule und in unser Volk zu bringen. Es **geschehen** heute in der Schweiz Dinge, die einen neuen Geist anzeigen. Überall erhebt sich eine steigende Flut von Männern und Frauen, die bereit sind, den Preis für die Einheit zu bezahlen. Sie wissen, daß das Leben unseres Volkes vom Einzelnen abhängt, zu Hause und im Beruf, bei der Arbeit und beim Vergnügen. Ständig wächst die Zahl der Jungen, die begriffen haben, daß jede Niederlage im persönlichen Leben ein Verrat am Vaterlande ist.

Wir glauben daran, daß unser Volk neu werden kann. Wir glauben daran, daß in der Schweiz das Wunder einer neuen Einigung sich vollziehen wird. Wir sind entschlossen, alles zu geben, um uns von Gott ganz brauchen zu lassen für den Wiederaufbau unseres Landes.

Bernhard Zingg, jur., Gianni Wenner, jur.,
Walter Heß, med., Marion Spoerri, phil. I,
Isabelle Mottu, Aud., Hanswalter Mertens,
phil. I, Hannes Phildius, ETH.

ZÜRCHER UND SCHWEIZER HOCHSCHULMEISTERSCHAFTEN.

Die Hochschul-Meisterschaften werden leider von dem größten Teil der Studenten, sogar von den sporttreibenden, als Angelegenheit einiger weniger Spezialisten betrachtet. So kam es, daß die Zürcher Hochschulmeisterschaft in bezug auf andere studentische (repräsentative und unterhaltende) Anlässe ein wirklich armseliges Dasein fristen mußte. Dieses Verhältnis ist selbstverständlich im höchsten Grade unnatürlich. Ich brauche den Wert des vernünftig betriebenen Sportes mit seiner Körper-, Willens- und Charakterbildung, insbesondere des Hochschulsportes, nicht darzulegen.

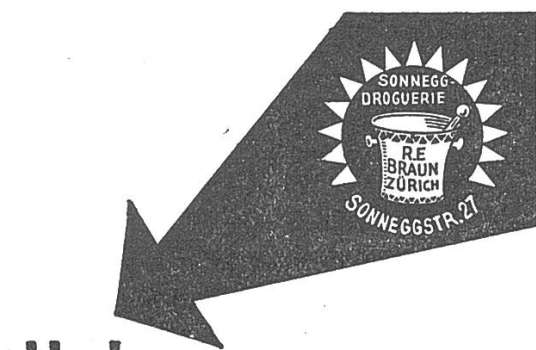
Wir wissen aber, daß in Zürich viel mehr Studenten Sport treiben, als es an solchen Meisterschaften den Anschein hat. Warum aber kommt ihr nicht? Glaubt ihr keine Aussichten zu haben? Scheut ihr den Wettkampf? — Also, was hindert euch denn, da doch kein Student den Wettkampf fürchtet und zum mindesten in den Mehrkämpfen jeder eine Chance hat? 60 Prozent der Mehrkämpfer erhalten Auszeichnungen (Abzeichen). 3 oder 5 gute Durchschnittsleistungen genügen, um in die vorderen Ränge zu kommen. Der Einsatz beträgt nur 1 Fr. pro Wettkämpfer (nicht pro Disziplin!).

Wer sich noch nicht angemeldet hat, hole sein Versäumnis sofort nach. Wer einen solchen Freund hat, mache ihn auf seine Pflicht aufmerksam. Wer glaubt, es gehe auch ohne ihn, der lasse sich eines Besseren belehren und beweise durch seine Teilnahme sein Interesse für den Hochschulsport.

Die Zürcher Hochschulmeisterschaften finden Freitag, den 10. Juni (17—19 Uhr), und Samstag, den 11. Juni (9—12 Uhr), in den Sihlhölzli-Anlagen statt.

14 Tage nach den Zürcher Hochschulmeisterschaften finden in Basel auf dem Hochschulstadion (!) die Schweizerischen Hochschulmeisterschaften statt. (Bevor die Basler einen Hochschulsportplatz und einen Universitätssportlehrer erhielten, mußten sie eine solche Notwendigkeit den Behörden auch zuerst durch ihr Interesse beweisen.) Detailangaben über die Meisterschaften finden sich an den Anschlagbrettern. Speziell aufmerksam machen möchte ich an dieser Stelle nur noch auf die Stafetten. Jede Korporation und jeder Fachverband mache es sich zur Ehre, mit wenigstens einer Mannschaft zu starten. (Trainingsgelegenheit jeden Freitag im Sihlhölzli.)

A. Zängger, Präsident der ASK.



Hohen Rabatt

erhalten Studierende in der

SONNEGG-DROGUERIE

SONNEGGSTRASSE 27, ZÜRICH 6
Nähe Hochschulen

Grosse Auswahl in Toilette-
und Parfumerie-Artikeln

A. Hiltl Diätrestaurant Sihlstr. 28

empfiehlt seine erstklassige
vegetarische Küche. Eigene
Konditorei. Im I. Stock ele-
ganter, heimeliger Teerraum

Sind Sie verlobt?

Dann schenken Sie Ihrer künf-
tigen Frau den sichern Rückhalt
einer guten Lebensversicherung.
Darf ich Sie einmal orientieren?

KURT ZUPPINGER

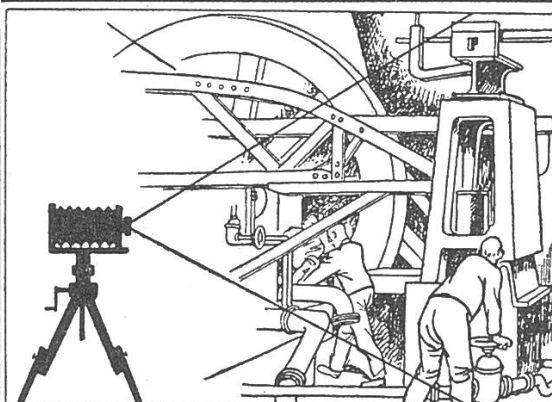
Büro: Asylstr. 82, Zürich 7, Tel. 24.058

Kollegienhefte

Lose-Blätter-Kollegbücher,
Schreib- und Zeichenutensilien
Füllfederhalter

Papeterie **Wanner** Buchbinderei
W. Münch's Nachf.

Seilergraben 37 Ecke Mühlegasse
Rabatt für Studierende



Glättli-Brunner A.G. ZÜRICH LOWENST. 33
AUFNAHMEN & CLICHÉS JEDER ART

**Photo-
Peyer**

Feinste

Portraits jeden Genres

ZÜRICH, Bahnhofstraße 106

REITINSTITUT

Bes.: **H. WEISS**, Zürichbergstr. 10
(Nähe Hochschulen) Telefon 26.338

Pensionsstallung - Erstklassige Mietpferde für
Damen, Herren und Offiziere - Preisermäßigung
für Studenten und Schüler

„SONNENBÜHL“

buchbinderei
heintr. brunner, zürich 6

universitätsstrasse 1, tel. 44.949

**einbinden, einrahmen, aufziehen
von plänen etc.**

PHOTO-MOSER
b. POLYTECHNIKUM

Universitätsstrasse 1 - Ecke Tannenstrasse

**Entwickeln
Copieren, Vergrößern
Diapositive
Sämtliche Photo-Artikel**

*Ringbücher, Hefte
Alle Schreibwaren
Füllfederhalter*

PAPETERIE SCHULER, Leonhardstr. 4
Studierende Rabatt

**Ich lehre Sie
fotographieren!**

Meine Foto-Vorträge

Foto-Kurse

Foto-Leihbibliothek

helfen Ihnen zu besseren Fotos

Auf Kameras biete ich Ihnen

2 Jahre Garantie



SAAGER-FOTO

BAHNHOFSTRASSE 70 ZÜRICH
TELEPHON 33.651

Altangesehene, große Lebens-, Unfall- und Haftpflicht-
Versicherungs-Gesellschaft sucht aus Kreisen der Zürcher
Studentenschaft initiative

MITARBEITER

Fleißigen und ausdauernden Herren ist die Möglichkeit
geboten, sich durch Werbetätigkeit einen interessanten
Nebenverdienst zu verschaffen.

Offerten erbeten unter Chiffre 2539 an den Verlag des
„Zürcher Student“, Wolfbachstr. 19, Zürich.

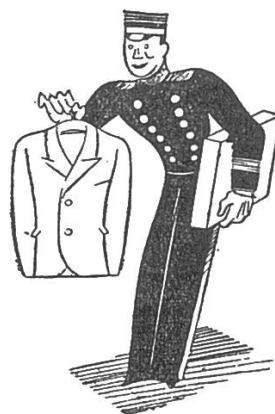
Chemisch gereinigt

dazu nicht bloß einfach gebügelt, sondern

valetiert —

so ist der Anzug wieder „wie
neu vom Schneider“.

Valetaria AG



AKADEMISCHE REITSEKTION ZÜRICH (ARS).

Die Akademische Reitsektion hat am Mittwoch, den 27. April, ihre Eröffnungsversammlung des Sommersemesters abgehalten. Als neuer Präsident wurde Herr André Schaerer, chem., gewählt, der den Bericht über das Wintersemester 1937/38 verlas. Das wichtigste Traktandum bildete die Festlegung der Reitstunden.

Auch dieses Semester werden wieder vier verschiedene Klassen gebildet: Anfänger, Mittlere I und II und Vorgerückte. Jede Klasse hat wöchentlich zwei Dressurstunden. Zudem wird für Anfänger und Vorgerückte je eine Springstunde abgehalten. Als Neuerung dürfen auch zwei Abendstunden gebucht werden, die den ganz fleißigen Studenten das Reiten ermöglichen sollen. Um aber auch den Kommilitonen Gelegenheit zu geben, die herrliche Umgebung von Zürich kennen zu lernen, findet wöchentlich ein Ausritt statt. Fakultative Voltigierstunden machen noch etwas wacklige und schüchterne Leute mit dem Sattel und dem Pferd vertraut. Die Stunden werden wie folgt festgesetzt:

Anfänger:	Mo. 7—8, 19—20 Uhr, Mi. 19—20 Uhr, Do. 2—3 Uhr.
Mittlere:	Mi. 7—8 Uhr. Ausritt: Fr. 3.— bis 5.— Fr. 2—3 Uhr, Sa. 11—12 Uhr (Springen).
Vorgerückte:	Mo. 11—12 Uhr, Mi. 8—9 Uhr (Springen), Do. 11—12 Uhr.

Bei den günstigen Bedingungen, unter denen den Studenten in der ARS. Reitstunden erteilt werden, sollte es sich kein Kommilitone mehr entgehen lassen, diesen herrlichen Sport, der bisher immer als unerschwinglich teuer galt, zu betreiben. Zudem wird den ARSlern eine systematische Erlernung des Reitens gewährleistet durch die gründlichen Methoden des bewährten Universitätsreitlehrers, Herrn Kav.-Hptm. Rob. Bigler. Auskunft erteilt jederzeit die ASK. (ETH., Zimmer 47a) und der Reitlehrer in der Reitanstalt Seefeld, Hufgasse 12.

V. Hochschulmeisterschaften im Reiten.

Traditionsgemäß führt auch dieses Jahr die ARS. Ende des Sommersemesters am **12. Juli 1938 die Zürcher Hochschulmeisterschaft im Reiten** durch. Laut Statuten findet diese auf ausgelosten Pferden der Reitanstalt Seefeld statt und zerfällt in zwei Teile:

1. Eine Dressurprüfung (der Kat. L entsprechend), und
2. eine Springkonkurrenz über zirka 12 Hindernisse in der Höhe von 1 bis 1,10 m.

Wer Sieger in der Kombination wird, ist Zürcher Hochschulmeister

und erhält die schöne, von Herrn Hptm. Bigler gestiftete Coupe, die jetzt im Besitz von Herrn Rud. Bindschedler ist. Die Jury ist auch dieses Jahr in den bewährten Händen des letztjährigen schweiz. Dressurmeisters Herrn Dr. Michel, Wohlen. Die ARS. kann sich glücklich schätzen, einen so verständigen Richter zu besitzen, der wie kein anderer, da er selbst Akademiker ist, die Mentalität der Studenten versteht, und zudem sein reiterliches Können schon so viele Male unter Beweis gestellt hat.

Angegliedert an die Hochschulmeisterschaft wird das Semester-Schlußreiten für die Anfänger und Mittleren, wo sie in der Abteilung zeigen können, was für Fortschritte sie während des Sommers gemacht haben.

Als fortschrittliche Neuerung schreibt die ARS. eine kombinierte Konkurrenz aus für Studenten und Studentinnen auf eigenen Pferden. (Als eigene Pferde werden solche betrachtet, die im Besitze der engeren Familie sind). Die Konkurrenzen sind dieselben wie bei der Hochschulmeisterschaft. Die ARS. zählt dabei stark auf die vielen jungen Kavalleristen, denen dadurch eine Gelegenheit gegeben wird, ihr Können außerdienstlich zu zeigen, und glaubt durch diese Ausschreibung einem längst ausgesprochenen Wunsche nachzukommen. Hoffentlich wird eine rege Beteiligung diese Neuerung rechtfertigen. Die Anmeldung für diese Konkurrenz muß bis spätestens 7. Juli im Besitz von Herrn Hptm. Bigler sein, der auch die Anmeldeformulare austellt und sonst gerne jegliche Auskunft erteilt.

Der Vorstand.

BUCHBESPRECHUNGEN.

Rommel, Oberstlt., Infanterie greift an. Rommel hat als Zugführer und Kompanie-Kommandant den Weltkrieg in vorderster Linie mitgemacht. „Infanterie greift an“ sollte jeder Schweizer Wehrmann kennen; denn hier wird uns der neuzeitliche Krieg, wie er ist, und den wir Schweizer nicht erfahren haben, drastisch vor Augen geführt. Wir sind darauf angewiesen, anhand solcher Literatur uns in den Krieg zu versetzen, wenn wir als Soldaten unsern Mann stellen wollen. Ganz besonders wertvoll sind die überaus anschaulichen Skizzen, die jedem einzelnen Unternehmen beigefügt sind, sowie die klare Auswertung der gemachten Erfahrungen in der Form von kurzen Zusammenfassungen.

Schumacher, E., Major, Ich werde Soldat. Jedem, der sich für unsere Armee interessiert, gibt dieses reichhaltige Buch in Wort und Bild Aufschluß sowohl über ihr Wesen und ihre Aufgabe, als auch ganz besonders über den Dienst in den einzelnen Truppengattungen. Für den angehenden Soldaten ist dies Werk ein unentbehrlicher Berater.

F. Steinbrüchel, arch.

„Was will die heutige Jugend?“ Die letzte Doppelnummer der Zeitschrift „Wandlung“ (Blätter f. panidealistischen Aufbau, Verlag H. Lang u. Cie., Bern) vereinigt eine Reihe von Aufsätzen, die der heutigen Jugend gewidmet sind und ihre Stellung zu den geistigen und sozialen Wirrnissen behandelt, die

unaufhaltsam auf sie eindringen. Es ist ein gemeinsamer Zug dieser Arbeiten — zum Teil auch von Vertretern der akademischen Jugend selbst geschrieben —, daß sie aus umfassender Einsicht in die Problematik bisher herrschender Geistesrichtungen hervorgegangen sind und die Überzeugung teilen, daß hier, in dieser inneren Problematik und Einseitigkeit, die eigentliche Wurzel der gegenwärtigen Ohnmacht fast aller humanitären Bestrebungen zu suchen sei.

Was sie aber von der üblichen „Krisenliteratur“ unterscheidet und besonderer Aufmerksamkeit empfiehlt, ist die positive Seite, das Getragensein von einer neuen Geistesrichtung, die hier, in verschiedenstem Zusammenhang, überzeugend zur Geltung gebracht wird: Es sind die Wege und Direktiven eines kulturellen Neuaufbaus, der das gesamte Leben einheitlich erfassen soll, hervorgegangen aus den kulturpsychologischen Untersuchungen des „Panideals“ von **R. M. Holzapfel**.

Erstaunlich wirkt in der Tat die ungewohnte Weite, die vielseitig klärende Wirklichkeitsbezogenheit der hier gebotenen Gesichtspunkte; man wird auf folgenreiche Zusammenhänge im täglichen Leben aufmerksam, die bisher fast ganz im Verborgenen geblieben waren. So wird dieses Heft der „Wandlung“ allen von besonderem Wert sein, die, überdrüssig der Tagesideale, nach neuen Lebensorientierungen Ausschau halten und im Sturm der Zeit ihren Blick für das eigentlich Wesentliche schärfen wollen. Die aufbauwilligen Kräfte unserer Generation werden auf neue Aufgaben hingewiesen, zu gemeinsamer zielklarer Arbeit aufgerufen, an der sich ihre Begeisterung entzünden und wahrhaft produktiv entfalten kann. bs.

OFFIZIELLE MITTEILUNGEN.

Das Jugendhochschulheim **Örjansgarden in Viggbyholm** bei Stockholm sucht für die Sommerferien einen Studenten, wenn möglich Westschweizer, der täglich zwei Stunden Unterricht und Konversation in Französisch erteilen könnte, wofür ihm der Aufenthalt gratis geboten wird.

Auskunft erteilen der VSS. (ETH., Zimmer 44a) und das Sekretariat der Studentenschaft der Universität (Stockargut, Künstlergasse 15).

EINE VORTRAGSREIHE.

9. bis 14. Juni 1938.

Im Studenten erblicken wir den geistigen Menschen und zugleich den künftigen Führer unseres Volkes in verantwortungsvoller Stellung. Für diese Aufgabe braucht es ein umfassendes Wissen und noch etwas mehr. Weil das über der täglichen Arbeit und den Anliegen des Augenblicks leicht vergessen wird, möchten wir eine Vortragsreihe

„Letzte Fragen“

aufwerfen und zu beantworten versuchen. Es werden sprechen Donnerstag, 9. Juni, Pfarrer Karl Fueter, Studentenberater, über „Studentennöte?“; Freitag, 10. Juni, Professor Dr. Max Huber über „Zeit und Geschichte“; Montag, 13. Juni, Professor Dr. Ch. Clerc über „Religion et littérature“ und Dienstag, 14. Juni, Professor Dr. Emil Brunner über „Die Machtfrage“. Die Vorträge finden bei freiem Eintritt je Abends 8¼ Uhr in einem Auditorium der Eidgenössischen Technischen Hochschule, das hierfür freundlichst zur Verfügung gestellt wird, statt. Die Einladung an die Kommilitonen geht von der Studentenschaft beider Hochschulen aus.

Alles Nähere wird durch Plakate bekannt gegeben werden.

K. F.

AUSLAND — FERIEN!

Das Zentralsekretariat der Pro Juventute organisiert während den Sommerferien einen Austausch junger Leute innerhalb der verschiedenen Landesteile der Schweiz und, was vielleicht dem Wunsche manches Studenten entgegenkommt, auch mit dem Auslande. In erster Linie sei darauf hingewiesen, daß eine große Anzahl gut beleumdeter Familien von Schweden (am Meer) und Ungarn bereit sind, entweder einen Austausch mit einer Schweizerfamilie einzugehen oder einen jungen Schweizer gegen angemessene Pension (in einigen Fällen sogar gratis!) bei sich aufzunehmen.

Der erwähnte Austausch versteht sich so, daß der junge Ausländer in der Schweizerfamilie und umgekehrt wie das eigene Kind kostenlos aufgehoben ist, und daß ihm nur Reise- und Sackgeld zu Lasten fallen.

Hoffentlich nehmen recht viele junge Leute gerade auch aus Studentenkreisen die Gelegenheit wahr, um ein fremdes Land und seine Menschen und Sitten kennen zu lernen. Im übrigen steht das Zentralsekretariat Pro Juventute, Seilergraben 1, Zürich 1, gerne zu jeder weitem Auskunft betreffend Anmeldung und Bedingungen zur Verfügung.

Berichtigung der Serenaden-Kommission und der Direktion des Musikkollegiums.

Entgegen einer früheren Mitteilung spielt im Winterthurer Streichquartett nicht mehr Herr Wolters mit. Er wurde durch Herrn Johann Keßler ersetzt.

EIDG. TECHN. HOCHSCHULE.

Die eidgenössische Technische Hochschule hat nachfolgenden, in alphabetischer Reihenfolge aufgeführten Studierenden auf Grund der abgelegten Prüfungen das Diplom erteilt:

Als Bauingenieur:

Boesch, Kurt, von Ebnet (St. Gallen).
Denzler, Hans, von Dübendorf (Zürich).
Geilinger, Werner, von Winterthur (Zürich).
Ros, Mirko, von Dättwil (Aargau).
Schaerer, Charles, von Genf.

Als Ingenieur-Chemiker:

Bisaz, Frl. Sylvia, von Lavin (Graubünden).
Farup, Fritz, von Oslo (Norwegen).
Grob, Louis, von Winterthur (Zürich).
Hartmark, Bjarne, von Kristiansand (Norwegen).
Hornung, Bernhard, von Untereggen (St. Gallen).
Krajckman, Andreas, von Zoppot (Danzig).
Marxer, Adrian, von Basel.
Moser, Erwin, von Neuhausen (Schaffhausen).
Rusconi, Piero, von Bellinzona (Tessin).
Schwyzer, Gaston, von Zürich.
Zwicky, Fritz, von Mollis (Glarus).

Als Forstingenieur:

Arrigoni, Arnaldo, von Savosa (Tessin).
Bauer, Walter, von Zürich.
Bays, Michel, von Chavannes-les-Forts (Freiburg).
Decollogny, Pierre, von Apples und Reverolle (Waadt).
Dübendorfer, Jakob, von Zürich.
Hirzel, Willy, von Zürich.

Kollros, Marcel, von La Chaux-de-Fonds (Neuenburg).
Niggli, Peter, von Molinis (Graubünden).
Pohl, Bernard, von Orselina (Tessin).
Ragaz, Conradin, von Tamins (Graubünden).
Schmid, Fritz, von Malix (Graubünden).
Widrig, Josef, von Ragaz (St. Gallen).

Als Ingenieur-Agronom:

Baumgartner, Hans, von Trub (Bern).
Blank, Fritz, von Horn (Lippe-Deutschland).
Chavan, Jean-Pierre, von Pully (Waadt).
Frey, Werner, von Zürich und Dielsdorf.
Küchler, Franz, von Alpnach (Obwalden).
Marcuard, Georges, von Bern.
Menzi, Kaspar, von Filzbach (Glarus).
Muggli, Joseph, von Tavetsch (Graubünden).
Scheurer, Alfred, von Erlach (Bern).
Wyler, Pater Leo, von Alberswil (Luzern).
Wytttenbach, Eduard, von Goldiwil (Bern).
Amacher, Arnold, von Hasleberg (Bern) mit Ausbildung in
Vögeli, Hans, von Herbligen (Bern) molkereitechnischer Richtung.

Als Kulturingenieur:

Kleiner, Ernst, von Egliswil (Aargau).
Rupp, Kurt, von Steffisburg (Bern).
Zollikofer, Walter, von St. Gallen.

Als Vermessungsingenieur:

Fuchs, Max, von Wetzikon (Zürich).

Als Mathematiker:

Ambrosetti, Flavio, von Bodio (Tessin).
Frey, Wolfgang, von Zürich.
Jauch, Josef, von Flüelen (Uri) und Luzern.
Krumnacker, Karl, von Untereggen (St. Gallen).
Roettinger, Frl. Ida, von Zürich.

Als Physiker:

Braun, August, von Bischofszell (Thurgau).
Keller, Ernst, von Unterstammheim (Zürich).

Als Naturwissenschaftler:

Gruber, Max, von Frauenfeld (Thurgau).
Jackli, Heinrich, von Nürensdorf (Zürich).
Schneider, Fritz, von Arni b. Biglen (Bern).
Sutter, Max, von Kappel (St. Gallen).

Zürich, den 24. Mai 1938.

FERIENPRAKTIKANTENSTELLEN IN DER TSCHECHOSLOWAKEI.

Drei industrielle Unternehmungen in der Tschechoslowakei, nämlich eine Schuhfabrik, ein Kraftwerk und eine Bierbrauerei, nehmen im Sommer 1938 Studierende der ETH schweizerischer Nationalität als Ferienpraktikanten auf. Voraussichtlich wird eine kleine Entschädigung ausgerichtet werden können. Interessenten sind gebeten, ihre Bewerbungen unter Beifügung eines kurzen Lebenslaufes baldmöglichst an das Präsidium des Schweiz. Schulrates, Zürich ETH, zu richten.

BERICHTIGUNG.

In der letzten Nummer wurden im Artikel der Studentenbibliothek, Absatz 3, Alinea 2, infolge eines Mißverständnisses Abkürzungen verwendet. Die betreffende Stelle heißt: Doch umfaßt die Bibliothek allgemein interessierende Werke jüngeren und älteren Datums aus den Gebieten der Theologie, Philosophie, Psychologie, Geschichte, Biographie, Kunst und Musik, Naturwissenschaften, Wirtschaft, Politik, des Wehrwesens und der Landesverteidigung.

NEUANSCHAFFUNGEN DER STUDENTENBIBLIOTHEK.

April/Mai 1938.

- Stud A 1107 w Die Schrift; zu verdeutschen unternommen v. Martin Buber.
2974 Földes, J.: Kopf oder Schrift.
2975 Hausmann, M.: Die Frühlingsfeier.
2976 Aubry, O.: Kaiserin Eugenie.
2977 Cooper, Duff: Haig.
2978 Bircher-Clam: Krieg ohne Gnade.
2979 Berdiajew, N.: Sinn und Schicksal des russischen Kommunismus.
2980 Fischer, Ernst: Illustrierte Schweizergeschichte.
2981 Mühlen, Norbert: Der Zauberer (Schacht).
2982 Schuschnigg, Kurt: Dreimal Österreich.
2983 Gauguin, Pola: Mein Vater Paul Gauguin.
2984 Katz, Rich.: Einsames Leben.
2985 Hoche, Alfr. E.: Aus der Werkstatt.
2986 Remarque, Erich Maria: Drei Kameraden.
2987 Hoche, Alfr. E.: Einer Liebe Weg.
2988 Schumacher, Edg.: Ich werde Soldat.
2989 Faesi, Rob.: Das Antlitz der Erde. Gedichte.
2990 Lulofs, Madelon: Die andere Welt.
2991 Wiechert, Ernst: Die Flucht.
2992 Leip, Hans: Segelanweisung für eine Freundin.
2993 Rommel, E.: Infanterie greift an.
B 719 Giraudoux, J.: Electre.
720 Cocteau, J.: Le grand écart.
721 Claudel, P.: Le soulier de satin.
722 Plisnier, Ch.: Faux passeports.
723 Pergaud, Ls.: La guerre des boutons.
724 Zermatten, M.: Le chemin difficile.
725 Malraux, A.: L'espoir.
726 Van der Meersch, M.: Invasion 14.
B 727 Plisnier, Ch.: Mariages.
728 Pourtales, Guy de: La pêche miraculeuse.
729 Monnier, Thyde: Le pain des pauvres (Grand-Cap).
730 Chardonne, J.: Le bonheur de Barbezieux.
731 Rougemont, Denis de: Journal d'un intellectuel en chômage.
C 240 Wilder, Th. N.: The woman of Andros.
241 Roberts, C.: Victoria four-thirty.
242 Cronin, A. J.: The citadel.

Für die Bibliothekskommission: der Präsident: Franz Steinbrüchel, arch.

Zuschriften sind an den Redaktor des „Zürcher Student“:
Fritz Tschudi, Weinbergstraße 24, Zürich 1, zu richten.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

Die nächste Nummer erscheint anfangs Juli. Redaktionsschluß: 17. Juni.



Hotel Waldhaus Zolder Zürich

Die prächtigen Restaurations-Terrassen!

La Marquise

TEA-ROOM · ZÜRICH 1

Edge Zähringerstraße · Häringerstraße 15

MARGARETA STUDER · Tel. 22.330

Stapferstübli

empfiehlt sich
K. Trottmann
Culmannstr.-Nelkenstr.

Photohaus Franz Meyer

Seilergraben 17 — Gegründet 1912
Telephon 43.710

vorzügliche Photo-Arbeiten
alle Artikel etc.

Spülen Sie den Mund mit

Borosmint

Herrlich erfrischendes, antiseptisches
Mundwasser. Nimmt den unange-
nehmen Mundgeruch und Raucher-
atem. Unentbehrlich zur Ausübung
einer modernen Mund- u. Zahnpflege.
Fl. à Fr. 2.— und 3.50.

Winkelried-Apotheke, Zürich 6
Dr. F. Nipkow

Studierenden gewähre ich einen Rabatt von 20% auf Haarschneiden

Exakte, erstklassige Bedienung im bestbekannten

Coiffeur-Salon Victoria / Rämistr. 36, b. Schauspielhaus
Bade-Dauerwellen für Studentinnen Fr. 8.— komplett

VZM-CHOCO-DRINK

VEREINIGTE ZÜRCHER MOLKEREIEN

20 Cts.

Cliché Sulzer

Nähe Hochschulen
Culmannstrasse 6a/8a
Telefon 26.930

Frauenbund Zürich 6

Alkoholfreies Restaurant „Tanne“

Tannenstraße 15, beim Polytechnikum
Sorgfältig geführte Küche

Studenten-Mützen und -Utensilien
liefert als Spezialität

E. FREIMÜLLER, Mützenfabrik

Stampfenbachstraße 17 (Kaspar Escherhaus)

Hüte, Cravatten, Hemden, Stöcke

Studierende 5% Rabatt

Chem.
Reinigungsanstalt
und Färberei
Henzel
reinholt
färbt und
bügelt
Telephonieren Sie 72055/56 Unser Auto holt es ab

Amerikanische Reinigung von Anzügen Fr. 6.—

Die Alkoholfreien Wirtschaften

des Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften in Zürich.

- | | |
|--|---|
| 1. Blauer Seidenhof, Seidengasse 7,
Zürich 1, 3-5 Min. v. Hauptb'hof. | 10. Rütli, Zähringerstr. 43, Zürich 1. |
| 2. Karl der Große, Kirchgasse 14,
beim Grossmünster, Zürich 1. | 11. Zur Limmat, Limmatquai 92,
Zürich 1. |
| 3. Olivenbaum, Stadelhoferstr. 10,
b. Stadelhofer Bahnhof, Zürich 1. | 12. Frohsinn, Gemeindestraße 48,
Zürich 7. |
| 4. Volkshaus Helvetiaplatz, Zürich 4. | 13. Lindenbaum, Seefeldstraße 113,
Zürich 8. |
| 5. Freya, Freystraße 20, Zürich 4. | 14. Kurhaus Zürichberg, Zürich 7,
Pensionspreis, Zimmer inbegrif-
fen, Fr. 7.— bis 8.— (Zimmer mit
fließendem Wasser 9.—) täglich. |
| 6. Sonnenblick, Langstraße 85,
Zürich 4. | 15. Kurhaus Rigiblick, Zürich 6,
Pensionspreis wie Kurhaus
Zürichberg. |
| 7. Wasserrad, Josefstraße 102,
Zürich 5. | 16. Baumacker, Zürich-Örlikon. |
| 8. Kirchengemeindehaus Wipkingen,
Zürich 10. | |
| 9. Platzpromenade, Museumstr. 10,
Zürich 1. | |

Hauptbüro des Vereins für Auskunft und Stellenvermittlung

Gotthardstraße 21, Zürich 2.

BIELLA



— Ringbücher für Studenten

Acto

6 Ringe

Academia

2 Ringe

auch Klemm-Mappen Biella
vorteilhaft in jedem guten Papiergeschäft

DOSENBACH

SCHUHHAUS

BESSER u. BILLIGER

Hauptgeschäft Rennweg 56

CAPITOL

(BEIM CENTRAL)

Alkoholfreies Restaurant

Das heimelige Lokal nächst Bahnhof · Gepflegte Küche · Freundliche Bedienung · Bescheidene Preise

Die Inhaber nachfolgender Lokale empfehlen sich den Herren Akademikern bestens.

STUDENTISCHE STAMMLOKALE

Restaurant **BELLEVUE**, Universitätstr. 41, Ladinia

Restaurant **KAUFLEUTEN**, Pelikanstraße 18, Karolingia

Schützenh. **ALBISGÜTLI**, Schütz. v. Schweiz. Studierender, S.S.S.

Restaurant **STAPFERWEG**, Nelkenstraße 21, Trogener Stamm

STUDENTISCHE VERKEHRSLOKALE

Konzert-Café **BÖRSE**, Bleicherweg 5, Zürich 1

Café-Conditorei **RÄMIPAVILLON**, Rämistr. 8, E. Bäggli

Restaurant **CULMANNHOF**, Culmannstr. 1, F. Rubli

Restaurant **PFAUEN**, Heimplatz, O. Ruf

Alkoholfreies Restaurant **OLEANDER**, Zeltweg 4, E. Bruggmann

Café „**DU LAC**“, Bellevue, beim Urban-Kino

A. Z. Herrn
(Zürich) Fräulein

Tit. Zentralbibliothek, Predigerplatz
Zürich

Schweizerische Kreditanstalt

Zürich

Wir empfehlen uns zur Besorgung
sämtlicher Bankgeschäfte

Aktienkapital und Reserven Fr. 205,000,000



Der Student

schreibt auf **Hermes Baby**
der modernsten, persönlichen
Klein-Schreibmaschine

Weltrekord in:
Dimension, Gewicht, Preis und
Leistung

Kauf durch
Miete

Studenten Rabatt

Prospekt durch



Aug. Baggenstos, Zürich

Waisenhausstraße 2 und Limmatquai 140
Haus Du Pont beim Central

